Schiller

in

Bauerbach

von

G. Brückner.

(Sonderabdruck aus des Verfassers Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken. II. Thl.)

Meiningen, 1856.
Druck von F. W. Gadow & Sohn.

Schiller in Bauerbach.

Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.

G.

Diesen Göthischen Ausspruch können viele Punkte des Herzogthums Meiningen mit gutem Rechte auf sich beziehen, wenige indeß in solch vorzüglichem Sinne, als es das Dörfchen Bauerbach mit seinem Schiller vermag. Zwar ist die Erscheinung der großen edlen Persönlichkeit in der Geschichte dieses Ortes eine rasch vorübergehende, nur auf acht Monate ausgedehnte gewesen, indeß sie hat auch in der kurzen Zeit dem Orte eine dauernde Glorie gegeben, wie umgekehrt die Natur und die damaligen besondern Verhältnisse des Ortes nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Gemüthswelt und schöpferische Thätigkeit des Schillerischen Genius waren. Diese Bauerbacher Periode nun als ein besondres Glied oder als einen hervortretenden Knotenpunkt aus dem Le-

den Schillers herauszuheben und für sich darzustellen, ohne dabei den Zusammenhang der organischen Entwicklung des Dichters ganz außer Acht zu lassen, dürfte weniger das allgemeine Interesse, welches den ganzen Schiller, nicht ihn in Stücken schauen und ergreifen will, als vielmehr das engere nationale Gefühl fordern und rechtfertigen. Zu dem Ende geben wir hier eine kurze Schilderung dieser Periode.

Bauerbach ist ein kleines Dorf des Herzogthums S. Meiningen. Dasselbe liegt zwei Stunden südlich von der Residenz Meiningen, auf dem niedrigen, die Werra und den Main scheidenden Hügelgelände, in einem sanft ansteigenden, von bewaldeten Hügeln umkränzten Wiesenthal. In der nächsten Umgebung finden sich manche freundliche Dörfer und romantische Lustorte und Punkte, wohin einladende Waldwege leiten. Ein Hügelzug trennt den Ort von dem tiefthaligen Gut Amalienruhe und von der fernsichtigen Burgruine Henneberg. Der Ort selbst hat meist kleine unansehnliche Häuser; nur die Kirche, das Schillershaus und einige Judenhäuser sind von etwas besserm Ausdrucke. Auch die Bewohner, aus Christen und Juden bestehend, sind größtentheils arm. Der Character des Dörfchens giebt, obgleich es jetzt gegen sonst viel besser geworden ist, doch noch heute Zeugniß, daß hier früher ein reichsritterschaftlicher Haushalt bestand. Noch Ende vorigen Jahrhunderts hatte die Ortsstraße keinen Grund

und die Häuser sahen wie die taglohnende oder um Schutzgeld geduldete Bevölkerung ärmlich aus.

Das Schillershaus in Bauerbach war ursprünglich ein Bauernhaus und wurde in der Mitte der 1770er Jahre von der Gutsherrschaft angekauft und darauf zu ihrem Wohnsitze und Herrnhause eingerichtet. Seit dem Aufenthalt Schillers daselbst hat dasselbe zwei Reparaturen erfahren; die eine, wie dies aus den unter die Dielen nach altem Baubrauche eingelegten Glückmünzen hervorgeht, um 1790, die andre im Jahr 1855. Wenn jene Vieles in der ursprünglichen Einrichtung des Innern veränderte, so hat diese durch die Sorgfalt der jetzigen Besitzer, besonders des Herrn Regierungsraths Aug. v. Türcke, der nicht allein das ganze Gebäude vor dem Einsturze rettete, sondern auch die frühere Einrichtung herstellte, den Ausdruck der Schillerischen Asylzeit wieder gewonnen. Das Haus bildet einen langschmalen zweistöckigen Bau. Die Giebelseite, vor der nach alter ländlicher Weise ein Blumengärtchen liegt, ist nach der Dorfsstraße hin gewendet; von den beiden Langseiten schaut die Hauptseite auf den zum Hause gehörenden Vorderhof, die Rückseite nach dem Garten und Hofe des Nachbarhauses. Hinter dem Hause und dem kleinen Hinterhofe steht der Stall und die Scheune. Um den Vorder- und Hinterhof zieht sich ein großer Garten, dessen nördlichsten Theil die Schillerslaube schmückt.

In dem oberen Stocke liegt nach der Hauptstraße und dem Hofe zu die Wolzogensche Familienstube mit einigen kleinen Nebengemächern und hinter diesen, auf der Rückseite des Hauses, die Schillersstube. Im untern Stock befinden sich die Räume der Bedienung und Wirthschaft. Die Stuben sind sämmtlich niedrig und haben zum Theil zur Seite Cabinete mit rundbogigen Zugängen. *) Es ist diese Einrichtung dem alten, für die hiesige Gegend, die im Jahr 70 Procent kühle Tage aufzuweisen hat, practischen Baustil gemäß, welcher das Wärmliche und Bequemliche als erste Erfüllung festhielt. Selbst die Stühle der frühern Herrn- und Patricierhäuser in Städten und auf Dörfern, jene Stühle mit Ledersitz und langen Rücklehnen waren auf das gemüthliche Stubenleben berechnet, dazu noch die weitspurigen und breitbackigen Kachelöfen, die soliden Wärmehalter der alten Zeit. In der Schillersstube befinden sich unter den Bildern und Meubeln, die gegenwärtig daselbst angebracht sind, noch vier Stücke, welche den Tagen Schillers angehören. Diese Stücke sind ein Lehnstuhl, ein auf einem gewundnen Bein mit 3 Auslauffüßen ruhender Tisch und zwei Bilder **),

---

*) Diese rundbogigen Thüren hatte die Reparatur von 1790 entfernt, die von 1855 ließ sie wieder herstellen.

**) Beide Bilder hingen zur Zeit Schillers auf der Wolzogenschen Stube; Stuhl und Tisch gehörten der Schillersstube.

von denen das eine Herzog Georg als Jüngling in österreichischer Militäruniform, das andre die Herzogin Charlotte Amalie darstellt.

Zu dem Schillershause gehörten übrigens mehrere im Laufe der Zeit angekaufte Grundstücke, die sammt dem Hause eine Allodialbesitzung ausmachten, welche vom Lehngut Bauerbach, das ursprünglich meist aus Wald und Gerechtsamen bestand und erst später einen Theil des Waldes in urbaren Boden umwandelte, wohl zu trennen ist.

Bauerbach bildete in der Gauzeit ein Stück der Nordheimer Markung und nach derselben eine Kammerbesitzung der Grafen von Henneberg, von denen sie durch Kauf in die Hände der Herrn v. Bibra kam, welche dieselbe im 16. Jahrhundert reichsritterschaftlich machten. Im Jahr 1684 verkaufte Caspar v. Bibra das Gut an Herzog Bernhard zu S. Meiningen, der indeß dasselbe wegen Streitigkeit mit der Reichsritterschaft bereits 1697 wiederkäuflich und 1701 unwiderruflich an den Geh. Rathsdirector Hans Christoph v. Wolzogen überließ. Dieser unter Herzog Bernhard mächtige, unter Herzog Ludwig allmächtige S. Meiningische Minister, derselbe, bezüglich dessen Herzog Anton Ulrich testamentarisch bestimmte, daß kein Wolzogen jemals wieder in Meininger Staatsdienste treten sollte, besaß außer Bauerbach auch noch das eine Stunde davon entfernte Rittergut Mühlfeld, das er von Georg Chri-

stoph v. Bibra zu Schwebheim erkauft hatte. Mühlfeld war von beiden das Hauptgut und zum Sitze der Familie gemacht, daher erbaute der Meininger Minister hier ein schönes Schloß, legte Gärten und Parks umher in großartigem Stil an und erhielt dies Alles auf das Beste, während das Gutsgebäude in Bauerbach als dem geringern Gut nur nothdürftige Berücksichtigung fand. In den 1760er Jahren erfolgte zwischen seinen beiden Söhnen, dem Geh. Rath Friedrich und dem Legationsrath Ludwig v. Wolzogen eine Theilung der Güter, wobei jener Mühlfeld, dieser Bauerbach erhielt.*) Nach dem

*) Die ungenaue Angabe der Carol. v. Wolzogen (Schillers Leben S. 29), daß bei der Erbabtheilung das Gut (Bauerbach) mit der Herrschaftswohnung dem ältern Bruder zugefallen sei, ist in mehrere Lebensbeschreibungen Schillers übergegangen. Ihre Berichtigung findet sich in dem Obigen, aber auch in der folgenden Tabelle:

Hans Christoph v. Wolzogen, † 1734,
S. Meining. Geh. Rathsdirector besitzt Mühlfeld u. Bauerbach

Söhne 1. Ehe
Friedrich. † 1773 erbt Mühlfeld
Wilhelm. † vor 1773

Friedrich. Wilhelm. Carl.
Mühlfeld wird 1783 verkauft.

Söhne 2. Ehe (v. Mordeisen)
August. † 1754
Ludwig. † 1774 Gem. geb. Marschalk v. Ostheim erbt Bauerbach
Gotthelf. † 1744

Wilhelm. † 1809 Gem. geb. v. Lengefeld.
Carl. † 1808
August. † 1825
Ludwig Frdr. † 1845 preuß. General. Kalbsrieth in Thüringen angekauft. Bauerbach 1853 verkauft.

Tode des letztern sah sich dessen Wittwe auf Bauerbach beschränkt und mußte, weil das alte, wenig geräumige, überdies seither vernachlässigte Gutsgebäude, von dem jetzt noch ein Rest neben der Synagoge steht, keine hinreichende Bequemlichkeit darbot, ein Haus in Bauerbach ankaufen, wo sie als Vormünderin ihrer Kinder das Gut Bauerbach verwalten konnte, und dies ist das Schillershaus. Das alte Gutsgebäude überließ man nun an einzelne Judenfamilien erst miethweise, später käuflich gegen einen erst neulich abgelösten Erbzins. Die Bauerbacher Linie der Herrn v. Wolzogen erhielt sich übrigens im Besitz von Bauerbach bis zu Ende des Jahres 1853, wo sie nicht allein ihr dasiges Erbeigen, sondern auch das Lehngut, von welchem freilich schon 1828 bedeutende Gerechtsame und Gefälle an den Staat verkauft waren, an die Familie v. Türcke zu Meiningen käuflich abtrat.

In den 1770er und 1780er Jahren lebte die Geh. Legationsräthin v. Wolzogen*), frühzeitig (1774) Wittwe und ganz allein auf die Revenüen des wenig bedeutenden Guts Bauerbach gewiesen, als Mutter von

*) Wilhelmine Christiane Henriette Johanne Marschalk v. Ostheim auf Walldorf war d. 18. Juni 1744 zu Walldorf geboren, verheirathete sich 1763 an den Freiherrn Ernst Ludwig v. Wolzogen, Hildburgh. Geh. Legationsrath u. Herrn zu Bauerbach und starb am 7. August 1788. Ihr Bruder war Dietrich Christian Ernst Marschalk v. Ostheim auf Walldorf.

vier Söhnen und einer Tochter in beschränkte Verhältnisse versetzt, abwechselnd in Bauerbach auf dem Familiengut und zu Stuttgart. Dort hatte sie ihre Wohnung in dem Schillershause und beaufsichtigte die Oeconomie des Guts; hier in Stuttgart fesselten sie, außer daß ihre vier Söhne in der Karlsakademie erzogen wurden, noch mehrfache Verbindungen, besonders die mit der Gräfin Franziska von Hohenheim, der nachmaligen Herzogin von Würtemberg. Wilhelm v. Wolzogen, ihr ältester Sohn, wurde die Brücke, daß Schiller mit ihr in Berührung kam. Jener nehmlich faßte zu Schiller, als dessen Räuber erschienen waren, eine innige Zuneigung, trat mit dem jungen Dichter in freundlichen Verkehr und empfahl ihn auch zugleich seiner Mutter. Diese, aus dem Marschalkischen Hause zu Walldorf bei Meiningen abstammend, war frühzeitig durch wüste Züge ihrer häuslichen Umgebung auf alles sittliche Verderben erzürnt und überdies von Natur von sehr regem Sinne für das Edle und Schöne und von zarter Theilnahme am Wohl und Weh guter Menschen, begegnete darum dem Freunde ihres Sohnes mit mütterlichem Herzen, wie umgekehrt dieser sich zu der seelenvollen Frau hingezogen fühlte. Das auf diese Weise noch in Stuttgart entstandene freundschaftliche Verhältniß wurde sehr bald für Schiller der rettende Ruf und Weg nach Bauerbach.

Als an Schiller die Nothwendigkeit herantrat, sich nach Bauerbach zu flüchten, war er gerade 23 Jahr. Seine Jugendzeit mit all ihrem Süßen und Herben lag hinter ihm. Aus der sichern Bucht ihres Ufers hatte er seinen Kahn in die hohe See gelenkt, um die regen Kräfte seiner eignen Brust zu messen und zu üben. Er hatte den Sturm herausgefordert und erwartet und der Sturm braus'te einher und zeigte ihm die klaffenden dunkeln Tiefen, wo das Verderben wohnt. Glücklich, daß er aus der Jugend den Drang nach dem Höhern und den starken Schlag eines sittlichen Herzens gerettet hatte, der irren und schwanken kann, aber nicht untergehen läßt.

Die Familie, in deren Schooße Schiller das Licht des Daseins erblickte und seine Kindheit verlebte, hatte noch all die festen Züge des frühern bürgerlichen Lebens in sich. Strenge Gliederung und geordnete Thätigkeit wurden von einem Geiste getragen, gebunden und geheiligt und dieser Geist war die Hausreligion. Bibel und Gebet begleiteten Arbeit und Ruhe und hielten das Bewußtsein und die Gesinnung wach, daß alle Ereignisse in der Familie in ihrer Beziehung auf das Ewige Bedeutung und Segen haben. Der Grundton eines solchen Hauswesens nahm in dem Walten des Vaters mehr einen ernst sittlichen Character, in dem Weben und Leben der Mutter mehr den belebenden Ausdruck

reiner Frömmigkeit an, weshalb auch sie durch ihre züchtige Innigkeit und stille Emsigkeit dem Gemüthe der Kleinen Wärme und Weite der Empfindung einhauchte. In einer solchen Familie wuchs Schiller zum Knaben heran und gewann in ihr jene hohe Temperatur des Herzens, welche durch die manchfachen Kältegrade des Lebens nicht erniedrigt, wohl aber durch dessen warme Zeiten erhitzt werden kann.

Es kam der Eintritt in die Schule. Das von Außen her erzwungene Aufgeben seiner Jugendneigung, Gottesprediger zu werden, rief in ihm den ersten Schmerz der Seele und den ersten Bruch seines Herzens mit der Welt hervor. Diesem Zusammenstoße seines Herzens mit der Wirklichkeit folgten rasch ungleich stärkere. Sein klösterlich akademisches Leben, von Mauern und Schildwachen umstellt und von militärischen Lehrern überwacht und beengt, weckte und schärfte im warmblütigen, geistesfrischen Jüngling das feurige Gefühl für Freiheit; dazu kam sein erster amtlicher Beruf, der mit seinen erhitzten jugendlichen Phantasien und brennenden Neigungen in keinem Einklang stand und um so drückender wurde, als er durch eine starkherrische Inspection auf ein bestimmtes Maß von Rechten und Aeußerungen eingezwängt war; dies alles trieb ihn der stärksten Disharmonie des Subjects oder des idealen Sinnes mit der Wirklichkeit zu und führte ihn über den noch nach heimathlicher Erde schmeckenden freiheits-

politischen Dämon des Moser und Schubart, seiner Landsleute, hinaus zu dem Dämon der titanischen Geister, die in seinen Tagen zum Kampfe der großen Leidenschaften erwacht waren.

Schillers Jugendjahre fielen in die denkwürdige, große Periode des vorigen Jahrhunderts, in der ein wunderbar inneres Drängen und Gebähren und trotziges Herausfordern alle starken jugendlichen Gemüther dämonisch ergriffen hatte. Dies fieberhafte geistige Wogen war durch zwei Erscheinungen hervorgerufen worden, ebensowohl durch die Macht hoher, aber maßloser Ideen, welche damals die Jugend bewegten, als durch die widrige drückende Wirklichkeit, welche dem lebensfrisch organisirten Gemüthe durch die Beengung der verkeilten ständischen Ordnungen, durch die Oede und Hohlheit der conventionellen Bildungsformen und durch den frech unsittlichen Geist der herrischen Stände nicht allein den Stachel des bittersten Unmuths und Unwillens, sondern auch den Geist des Widerspruchs und trotzigen Herausforderns nahe brachte.

Daß die Zustände des Lebens auf Unnatur, Unwahrheit und entsittlichter Sitte beruhten, war von den fein fühlenden Seelen längst gefühlt worden, aber die laute Anklage und den allgemeinen Feuerlärm erhob erst die von Ideen belebte Jugend der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Denn die auf dem literarischen und socialen Weltboden

um Taglohn arbeitenden Mittelgeister und Mittelmäßigkeiten konnten diesen Schrei nicht ausstoßen, konnten nicht gähren und nicht stürmen und anklagen, weil sie das ideale Zeug, in dem die terrestrischen Erscheinungen Spiegel und Messung finden, nicht in ihrem Herzen trugen, sondern die Beleuchtung und Befehdung des verkommnen ausgearteten Lebens war die That der edelsten und größten, wenn auch mit Ungestüm und Hitze operirenden Geister, weil ihr höheres Geistesbedürfniß mit der Wirklichkeit in Widerspruch kam. Dagegen ahnte seinerseits das Volk, da ihm die Schwere des Mittelalters auf dem Nacken saß und ihm noch ein unverdorbner Sinn inwohnte, die leuchtende Kraft und Tragweite der aufsteigenden Feuersäulen, daher auch der Völkerjubel erklärlich, den die vulkanisch geschleuderten Producte der brausenden Geister hervorbrachte, trotzdem daß in ihnen ein zertrümmernder, statt aufbauender Sinn und wilde Schrankenlosigkeit statt Klarheit, Maß und Ruhe vorherrschte.

Waren nun die erregten stürmenden Geister in dem Bedürfniß, Drang und Gefühl des gemeinsamen Anstürmens gegen die auf Kopf, Herz und Leben lastenden Mächte einig, so zeigte sich dagegen in den Mitteln und Wegen, den alten Druck zu bannen und eine neue bessere Weltlage zu gründen, ein unsichres Hin- und Hertasten und ein Auseinanderfahren der titanischen Kräfte. Wenn man wie Rous-

seau die Erneuerung des in Staat, Ständen und Familien verdorbenen Lebens unter den Eichenwäldern oder wie das französische Volk durch Vertilgung alles Historischen und aller entsittlichten Stände hervorrufen wollte, so drängte Hamann zu gleichem Zwecke aus der verfeinerten Cultur zur innerlichen Einfachheit hin. Und zwischen diesen weit auseinander laufenden Extremen lagen viel andre aus dem Drängen der Zeit entsprungene Bestrebungen, die mehr oder minder von einander abwichen. In diesen Extremen zeigte sich aber zugleich auch der schneidende Gegensatz zwischen dem fremden und dem deutschen Geiste. So verschieden auch die titanischen Bestrebungen der deutschen Jugend in Absicht auf Staat, Religion, Poesie und Wissenschaft waren, sie forderten nicht den Kaiserschnitt im Fleisch, sondern drängten alle zum Naturleben, zur Heiligkeit der Familie, zur Achtung und Unabhängigkeit des Individuellen, zur tiefen Innerlichkeit hin und bezeugten hiermit und selbst mit ihrem Trotze, daß sie Ausflüsse des ächten deutschen oder altgermanischen Sinnes und Lebens waren.

Auch das poetische Lager, auf das wir hier hauptsächlich den Blick zu richten haben, hatte sich vielfach gespalten, vorzugsweise in zwei Hauptreihen, welche beide im subjectiv chaotischen Gähren, im Zwiespalt mit dem Leben und in der Forderung der freien und freiesten Aeußerung des Gemüths eins und zu-

dem in dem Streben einig waren, die deutsche Dichtung nicht durch fremden Einfluß, sondern durch sich selbst zu heben, dagegen in Absicht auf die Form der Darstellung und die Stärke der Empfindung auseinandergingen, jenachdem in den Geistern das Sinnen oder Streben als innere Natur überwog. Es wurden deshalb in den 70er und 80er Jahren des bereits erwähnten Jahrhunderts die selige Weichheit und Verschwommenheit der Gefühle und die ungestüme Aeußerung des heftigen Gemüths die Pole der poetischen Literatur. War früher das Herz nie zu seinem Rechte gekommen, so brach es jetzt mit Mißachtung aller Schranken in voller üppiger Lust hervor, dort voll süßer Beruhigung, weil man in dem Strome der Empfindungen unbehindert schwimmen durfte; hier kühn und übermüthig, weil man jenseit der milden Seelenstimmungen im olympischen Gebiet des Donnerns und Blitzens schalten und walten konnte. Wenn die Weichheit der Empfindung, der mehr negative Pol der Sturm- und Drangzeit, in den Tagen ihres üppigen Hervorquellens dem wüsten, frechsinnlichen und rohen Character der Zeit wohlthätig entgegentrat, zugleich aber auch in dem eigenen abgespannten Wesen den Keim der verderblichsten Krankheit in sich trug, indem sie durch characterlose Phantasien und unwahre platte Rührungen alles Frische und Gesunde ertödtete; so warf sich die Starkgeisterei, der mehr positive Pol des

Sturmlebens, entschieden der Dumpfheit und der hohlen und versunkenen Verfeinerung der Deutschen entgegen, mußte aber, wenn nicht sittliche und ästhetische Zucht in's Gemüth kam, durch den nothwendigen Rückschlag der Ueberspannung in Weichheit der Empfindung oder in Verwilderung und Wahnsinn, wie dies bei Lenz, Grabbe und Andern der Fall war, überspringen.

Was nun Schiller betrifft, so wies ihn seine ursprünglich geistige Organisation nicht zur weichen Resignation, sondern zur That, zur Opposition und Freiheit hin; denn seiner an schöpferischen Ideen und trotzigen Trieben heiß erregten Seele war die Herausforderung des Kampfs und das aus dem Druck sich emporringende dramatische Werden, nicht das idyllisch selige Sein Bedürfniß und Lust. Wenn er deshalb schon als Knabe großen Gedanken und tiefen Neigungen zujauchzte und als Jüngling den schnürenden Regeln und Formen Trotz bot, so schleuderte er als junger Mann in seinen Räubern eine titanische Opposition gegen Gott und die Weltordnung und sprang, den Genuß freier Gedanken und den Werth eines unbeirrten Characters über Dankbarkeit und kindliche Liebe erhebend, mit kühnem Satze aus Amt und Vaterland. Seine Flucht aus Stuttgart nach Mannheim war eine große, für Deutschlands geistige Interessen folgenreiche That. Voll von kühnen Entwürfen, die Welt zu adeln, und mit

glühendem Herzen stürzt er sich an die Brust der Menschheit, forderte Grund und Boden für seine künstlerischen und social-sittlichen Bestrebungen und fand gleich beim ersten Anlauf weltkluge Vorsicht und kalte Berechnung statt Schirm, Brot und Jubel. Hier abgeprallt und furchtbar getäuscht war er plötzlich dem gefährlichen Abgrunde des gänzlichen Zerfallens mit sich und der Welt zugetrieben.

Schillers innerste Welt indeß hatte glücklicher Weise mit der angebornen Energie und dem geistigtiefen Gehalte zugleich ein stark- und feinsittliches Gefühl verschmolzen, dessen Wurzeln in einer frommen Familie ruhten und besonders dem mütterlichen Gemüthe Kraft und Frische verdankten. Ebendeshalb stieß ihn das Gemeine überall zurück, während ihn das Edle und Schöne mächtig anzog, deshalb entwand er sich zu Stuttgart schaudernd der sinnlichen Verirrung, in die ihn der Umgang mit einem Offizier zu verlocken suchte und ebenso ermannte er sich aus dem düstern für Leib und Seele gefährlichen Kampfe auf der Brücke zu Frankfurt und dann in Oggersheim; aber ebendeshalb konnte er auch all seinen Dichtungen, den frühern wie den spätern, außer der Großartigkeit der Gedanken und dem Tiefsinne die Stärke und Reinheit eines jungfräulichsittlichen Geistes einhauchen, so daß er dadurch sich nicht allein als ächten deutschen Dichter erwies, sondern auch das Vorbild der deutschen Nation wurde. Zu

dieser innern ethischen Schwungkraft, welche allein die zur vernichtenden Tiefe hindrängende Leidenschaft überwinden und die im Conflict mit der Welt erzeugten geistigen Verirrungen und Krankheiten heben und heilen kann und darum allen werdenden, tüchtigen Naturen eigen ist, trat von außen an ihn heran die belebende rettende Liebe guter Menschen. Die Frau von Wolzogen, die um seine doppelt gefährdete Lage wußte und für seine Zukunft besorgt war, forderte ihn in edler, selbst in Hinsicht auf die mögliche Gefahr ihrer eignen Söhne höchst uneigennützigen Weise auf, er möge im Geheimen und unter fremdem Namen nach Bauerbach gehen und daselbst in ihrem Landhause so lange bleiben, bis seine Verhältnisse sich sicherer und günstiger gestalten würden. Die Umstände geboten, dies freundliche Anerbieten anzunehmen. Ohne diese Rettung im rechten Augenblick, sagt ein genauer Kenner unserer deutschen Literaturverhältnisse, würden wir von Schiller vielleicht nichts übrig haben als eine Reihe ungestümer, wildgenialer, ungeläuterter Productionen, die uns selbst Zweifel erwecken müßten, ob dieser vulkanische Geist je zu einer harmonischen Durchbildung zu gelangen die Kraft gehabt haben möchte.

In dem Augenblick, wo Schiller das Auge und den Fuß nach Bauerbach zuwendete, hatte er zwar die Seele gerettet, aber das Gedrückte und Dunkle seiner Existenz nicht heben und erhellen können, da-

her durchflutheten ihn noch sorgende und verbitterte Stimmungen. Indeß nicht genug, er mußte noch Schwereres über sich nehmen, so sehr es seinem Wesen widerstrebte. In dem Entschlusse, in Bauerbach einzuziehen, übte er eine freie That der Erniedrigung, denn der für die Freiheit glühte, mithin jedem Zwange gram war, der den wogenden Strom des Lebens und nicht die beengte Bucht begehrte und der in sich die Kraft spürte und trug, durch Geistesthaten sein Leben zu sichern, versteckte sich vor der Welt, vergrub sich in die Stille eines armseligen Bergorts und zehrte von der Güte Anderer. Und doch sollte in seiner Bauerbacher Erniedrigung der Beginn zu seiner Erhöhung liegen.

Von seinen ersten dramatischen Dichtungen waren, als ihn die Wellen des bewegten Lebens nach Bauerbach warfen, bereits die Räuber über die Bühne gegangen und hatten nicht allein seinen Ruhm durch die deutschen Gauen getragen, sondern ihn selbst zu den sichersten Hoffnungen einer poetischen Zukunft erhoben, sein Fiesko jedoch war sowohl in der ersten Conception als in der Umarbeitung von der Bühne zurückgewiesen, zu Kabale und Liebe brachte er den Anfang im Manuscript und zu Don Carlos die Idee mit nach Bauerbach.

Schiller verließ am 24. Novbr. 1782 Mannheim, ging über Frankfurt und kam an einem der ersten Decembertage *) in Bauerbach an, als schon die Nacht die mit tiefem Schnee bedeckten Hügel und Thäler umflorte und eben erst die Lichter in den kleinen Häusern angezündet waren. Er ließ sich zur Wolzogenschen Wohnung zurechtweisen und wurde hier, nachdem er einige Briefe abgegeben hatte, sofort feierlich eingeführt, wo er schon Alles zu seinem Aufenthalt vorbereitet fand.

Schiller lebte in seinem neuen Asyl auf reichsritterschaftlichem Grunde, war somit dem Auge und Arm der Polizei entzogen; selbst die Neugierde der Bewohner war dadurch, daß in solchen reichsritter-

*) Saupe (Schiller und sein väterliches Haus p. 45) setzt den 7. December als den Tag der Ankunft Schillers zu Bauerbach fest. Dies ist indeß nicht richtig, denn die Briefe, welche Schiller am 8. December schrieb, setzen in bestimmten Andeutungen eine genaue Orientirung in seinem neuen Wohnorte und somit wenigstens einige Tage seines Aufenthalts zu Bauerbach voraus, was auch mit dem zusammenstimmt, daß er schreibt: Ich kam Abends — und nicht: Ich kam gestern Abends hierher. Schiller konnte unmöglich schon am 8. December, nachdem er erst Nachts vorher an dem fremden Ort angekommen war, unter Andern folgendes schreiben: Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt.

schaftlichen Gutsorten oft Fremde bei der Gutsherrschaft ein- und auswanderten und zeitweilig sich lange aufhielten, zur Ruhe gebracht. Daher befriedigte man sich auch bei Schiller mit der einfachen Nachricht, daß er Friedrich Ritter heiße und ein Bekannter der Frau v. Wolzogen sei. So konnte denn Niemand wissen, daß der Angekommne ein landflüchtiger Mann war: aber auch Niemand konnte ahnen, daß ein Adler unter Sperlingen oder daß ein himmelanstürmender Titane unter friedfertigen Leinkitteln Wohnung genommen, Niemand konnte fühlen, wie sehr seine Seele im Augenblick litt und rang und wie verschieden sein Geschick von dem Loose andrer gleich stark genialer Persönlichkeiten war.

Als Schiller in Bauerbach eintrat, fremd unter Fremden, arm unter Armen, mit unächtem Namen, besorgt um die Maßregeln, die Herzog Carl gegen den Flüchtling nehmen konnte, ängstlich um die Lieben in der Heimath, getäuscht in seinen Erwartungen, ungewiß um sein ferneres Geschick, in denselben Tagen ward Göthe in Weimar geadelt, sah sich durch ein ehrendes Amt gehoben und sorgenlos gestellt und lebte und wirkte in einem Kreise ausgezeichneter empfänglicher und productiver Geister. Das Düstre jedoch, das nach dieser Seite hin der Contrast zwischen den beiden Sternen Deutschlands auf das Leben Schillers wirft, erhellt sich wieder nach einer andern Seite, denn das ist auf Erden

eine Wohlthat des Himmels, daß für den edlen Bedrängten die Nacht nicht ohne Sterne heraufzieht. Göthe hatte damals ebensowenig als Schiller die aufgeregte Jugendzeit überwunden, sie waren beide an Starkgeisterei noch fruchtbar; aber jener im Gestalten und Geben durch eine lärmende Umgebung behindert, dieser durch die Stille des Landlebens unbeirrt; jenen quälte Unzufriedenheit inmitten höfischen Glanzes, diesen beseelte die Einfachheit seiner Umgebung; jener zerstückte sich für fremde Sphären, dieser folgte dem Zuge seiner eignen wahren Natur.

Bauerbach war zwar weder ein Stück aus dem milden gesegneten Schwaben, noch ein beseeligender Saalpunkt Thüringens, mithin keine Dichterinsel, wo Bilder und Gefühle aus den Thal- und Bergformen und aus dem Reichthum des Bodens quellen. Und doch was Schiller suchte, fand er hier; der von allem Straßenverkehr entlegne Ort bot ihm außer dem Gefühl der Sicherheit auch den vollen Genuß der Einsamkeit und äußern Ruhe. Von frühster Jugend an waren ihm die freie Natur und das friedliche Landleben über alles werth und dieser Naturzug blieb ihm durch sein ganzes Leben. Mehrere Jahre nach seiner Trennung von Bauerbach schreibt er an die Frau von Wolzogen: „Ohne Zweifel wohnen Sie wieder in Bauerbach, aber ich beneide Ihnen manchmal diese Tage. Sie genießen da das höchste Glück in meinen Augen, Unabhängigkeit und

Ruhe.“ Natureinsamkeit ist nach Schillers Anschauung Naturwirksamkeit, denn außer dem erfrischenden Hauche ihrer Unmittelbarkeit hat sie eine die Kräfte der Seele verdichtende, in einem Brennpunkt sammelnde, darum erhöhende sittliche Gewalt, so daß in ihr die Wiege des Großen und Herrlichen auf Erden ist.

Zu diesem Herzenszuge für Natureinsamkeit kam bei Schiller jetzt noch die durch die Schneide des Lebens in ihm hervorgerufene menschenfeindliche Gesinnung hinzu, welche ihm das insulare Bauerbach mit seinen der Einfalt mehr als der glatten Cultur nah stehenden Bewohnern lieb und werth machen mußte. Seine ersten von Bauerbach aus geschriebenen Briefe sprechen mit dürren Worten die seinem liebenden Gemüthe aufgedrungne Bitterkeit aus. „Was Sie thun, lieber Freund,“ schreibt er an Streicher, „behalten Sie diese Wahrheit vor Augen, die Ihrem unerfahrnen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, muß man ein Hund—t werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man kann sich nicht unter ihnen halten.“ In gleichem Sinne äußert er sich einige Wochen später in einer brieflichen Mittheilung gegen die Frau von Wolzogen: „Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes (Reinwald) freue ich mich, wie auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese

müssen mich wieder mit dem ganzen Geschlechte versöhnen, mit dem ich mich beinahe überworfen hatte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, in den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charactere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Händen hatte."

Sobald Schiller sich in Bauerbach eingerichtet hatte, schrieb er nach Mannheim und Stuttgart, ebensowohl um den Bedürfnissen seines nach geistigem Verkehr verlangenden Herzens als den zarten Verbindlichkeiten gegen seine Familie und gegen seine Freunde nachzukommen. Es geschah dies am 8. und 9. December, an welchen Tagen er gegen 10 Briefe verfaßte und abschickte. Von diesen Briefen sind nur zwei, der eine an seinen Freund Streicher,*) der andre an den Buchhändler Schwan zu Mannheim, bekannt und veröffentlicht; die übrigen mögen, wie es scheint, verloren gegangen sein. Wenn nun auch die jedesmaligen persönlichen Beziehungen den einzelnen Briefen besondere Färbung und Erweite-

*) Streicher war ein junger aus Stuttgart gebürtiger Tonkünstler, der sich an Schiller in edler Hingebung angeschlossen und ihn auf seiner Flucht aus Stuttgart begleitet und unterstützt hatte.

rung gaben, so lag es doch in der Natur der Sache, daß Schiller sich in allen, sowohl in denen, welche er den Seinigen, der Frau von Wolzogen und deren Sohn Wilhelm und der Wittwe Louise Vischer zu Stuttgart, als in denen, welche er seinen Freunden in Mannheim schrieb, über seine Ankunft in Bauerbach, über seine augenblickliche Lage und Stimmung, seine beabsichtigten Arbeiten für den Winter und seine Pläne für die Zukunft aussprach. Uebrigens mögen alle dasselbe große, genialstolze, den ganzen tüchtigen Menschen offenbarende Gefühl ausgedrückt haben, das den Grundton der beiden Briefe an seine Mannheimer Freunde bildet. Bei Schillers eigenthümlich geistiger Organisation, besonders bei seiner Erregbarkeit war es nothwendig, daß ihn sein von der Welt verletzter zarter Sinn und die ihn anwehende Einsamkeit und Freiheit in die innere Welt drängten und zur regsten Lust an Geistesthaten erglühten, ja daß ihn dann im Jubel seines reichen Genius die Zukunft freundlich anschaute. Wie schöpferisch trunken er ist, was er Alles in dem gegenwärtigen Winter vollbringen und daß er durch die Macht der Thaten die Gunst der Verhältnisse erzwingen will, das verkündet er in den beiden Briefen an Streicher und an Schwan. An jenen schreibt er: „Liebster Freund! Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünsche; keine Bedürf-

nisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt. Ich kam Abends hierher — Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus 45 Stunden hierher war — zeigte meine Briefe auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man Alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Angst darauf sein lassen." — — — „Jetzt muß ich eilen, das ist bereits der fünfte Brief und wenigstens noch so viel hab' ich zu schreiben. Leben Sie recht wohl, lieber Freund, vergessen Sie mich nicht und sein Sie vollkommen versichert, daß ich thätig an Sie denken werde, sobald sich meine Aussichten verschönern, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr anstehen soll."

„Jetzt erst," schreibt er an Schwan, „kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gesicht schreiben, denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wogen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele

zu leben und ich werde sie sehr benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, so brauche ich eine Zeitlang für nichts zu sorgen, als mich zu einem großen Plan vollends auszubilden. Diesen Winter seh ich mich genöthigt, ein Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken."

Unmittelbar nach dem Abschlusse des ihm lieben Briefwerks ging Schiller an die Ausarbeitung von Kabale und Liebe. Es geschah dies noch im Monat December, dem ruhigsten Monat in seiner Bauerbacher Periode. Er kam an diesen kurzen Wintertagen fast nie aus dem Hause, noch weniger aus dem verschneiten Orte und blieb unbeachtet und ungestört, da er der ganzen Gegend noch unbekannt war. Ebendeshalb ließen ihn die Ruhe seiner Umgebung, seine Abgeschlossenheit von der Welt, die Unabhängigkeit seines Gemüthes und der schöpferische Zug seines Genius die baldige Vollendung des begonnenen Dramas hoffen und doch sollte ihm auch in seiner neuen Weltlage die Ruhe nicht lange zu Theil werden. Es nahten ihm von Neuem zwei Stürme, von denen der eine seinen sittlichen Stolz, der andere die zartesten und heiligsten Empfindungen seines Herzens aufregte. Jener führte ihn zur Klugheit, dieser löste sich zuletzt in eine ideale Gestalt auf, so daß in beiden Erschütterungen für ihn läuternde Momente lagen.

Am letzten December 1782 oder am ersten Januar 1783 kam Frau v. Wolzogen mit ihrer Tochter Charlotte von Stuttgart auf kurze Zeit in ihre Heimath. In Bauerbach hielt sie sich nur einige Tage auf, die übrige Zeit verweilte sie in Walldorf bei ihrem Bruder auf dem Hauptgut der Marschalkischen Familie, dann zu Meiningen und zu Nordheim im Grabfeld. Mit der größten Ungeduld hatte Schiller seine Wohlthäterin, von deren Ankunft er brieflich in Kenntniß gesetzt war, erwartet, mit der kindlichsten Freude war er ihr entgegengekommen, umsomehr als sie ihm unmittelbar mittheilen konnte, was sein Herz aus der theuern Heimath zu wissen wünschte. Als sie bereits am 3. Januar von Bauerbach nach Walldorf abreist, begleitet er sie dahin und trennt sich nur von ihr, um eiligst zu ihr zurückzukehren. Er schreibt sogleich am 4. Januar nach seiner Rückkehr nach Bauerbach: „Beste theuerste Freundin! Ich bin ungewiß, ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu Ihnen gekommen. Doch warum soll ich es nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto lebhafter an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe. Ich kam ganz wohlbehalten von Maßfeld hier an. Aber meine Prophezeiung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie

steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen.“ Und nun spricht er von seinem beabsichtigten neuen Besuche in Walldorf, freut sich im Voraus, ihren Freund (Reinwald) daselbst kennen zu lernen, umsomehr dies, als ihn edle Menschen wieder mit dem ganzen Geschlecht aussöhnen sollen, und verspricht, den Weg dahin zu nehmen, den sie ihm vorgeschlagen. „Ich gehe also,“ schreibt er, „nicht über Meinungen, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefraget. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Pläne zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben. — Empfehlen Sie mich Ihrem vortrefflichen Herrn Bruder und versichern ihn meiner vollkommensten Achtung. Ihrer liebenswürdigen Lotte machen Sie mein herzliches Compliment und Herrn Pfarrer Sauerteig *) — den ich nicht anstehe, meinen Freund zu nennen; denn da wir uns in der Liebe für Sie begegnen, so müssen wir nothwendig gleich bezogen sein. Leben Sie, so lange glücklich und vergnügt, meine Theuerste, und vergessen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick an Sie gedacht wird von Ihrem zärtlichsten Freunde ꝛc.

*) S. unten.

Daß Schiller mit seliger Hast die Zeit, welche Frau v. Wolzogen in seiner Nähe verweilte, möglichst zu genießen und zu benutzen suchte, war in seinen damaligen Verhältnissen natürlich; doch drängte ihn hierzu nicht allein seine kindliche Verehrung gegen die Frau v. Wolzogen, sondern und im Augenblicke ganz besonders eine aufkeimende Neigung zu ihrer Tochter Charlotte. Er eilte deshalb bereits am 5. Januar über Dreißigacker nach Walldorf, blieb hier mehrere Tage, lernte den Bibliothekar Reinwald aus Meiningen genauer kennen und kehrte erst am 9. Januar bei sehr stürmischem Wetter über Dreißigacker nach Bauerbach zurück.

Am nächsten Tage (Freitag) schreibt er an die Frau v. Wolzogen: „Theuerste Freundin! Ohne Zweifel werden Sie wegen des Recidivs des üblen Wetters meinethalben besorgt gewesen sein; daher verliere ich keine Zeit, Ihnen von meiner glücklichen Ankunft in B. Nachricht zu geben. Ich nahm den Weg über Dreißigacker und Maßfeld, wobei ich eine halbe Stunde gewann. Der Weg wäre erträglich gewesen, wenn mir Wind und Wetter nicht zugesetzt hätten. So kann ich also doch mit dem Schicksal zufrieden sein; weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierseins doch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt so schnell, meine Beste, und das nächste Mal, daß ich Sie sehe, kommt schon der Abschied wieder. Zwar kein Abschied auf lange — doch ein

Abschied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch eben so schrecklich, sich an ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß. Ich falle in eine düstre Laune und muß abbrechen. Also zu Anfang der nächsten Woche sehe ich Sie in M(einingen). gewiß? — Ihren edlen, verehrenswerthen Bruder versichern Sie meiner ganzen immerwährenden Achtung. Jemehr ich ihn kenne, desto schätzbarer wird er mir. Ihrer guten Lotte empfehlen Sie mich auch und vergessen Sie niemals Ihren rc.

Am 13. Januar kam Schiller, wie verabredet war, mit der Frau v. Wolzogen in Meiningen zusammen. Hier nun traf ihn die neue starke Gemüthsaufregung, durch die er leicht zu Verirrungen hingedrängt werden konnte. So jubelnd und seelenerglüht er in die damals noch düstre Stadt eingezogen war, so düster verstimmt zog er wieder aus ihrem Thore in die winterfrische Bauerbacher Natur hinaus.

Die Anwesenheit der Frau v. Wolzogen hatte den jugendlichen Dichter nicht allein öfter von Bauerbach nach Walldorf und Meiningen, sondern ihn auch in seiner excentrischen Freude über die Schranken der nöthigen Vorsicht hinausgeführt. Namentlich muß er in Meiningen die seinen Verhältnissen

schuldige Klugheit nicht genug beobachtet und dadurch die zahlreichen gegenstandssüchtigen Augen, Ohren und Zungen der Meininger Welt herausgefordert haben, die Deutung seines Geheimnisses und Characters in Umlauf zu bringen. Hatte deshalb die Frau v. Wolzogen schon früher ihrem Schützling nahe gelegt, Meiningen auf seiner Tour nach Walldorf zu meiden, so sah sie sich bei seiner jetzigen Anwesenheit in Meiningen noch mehr veranlaßt, ihn zu ermahnen, er möge sich mehr geheim und heimisch halten, indem sie nicht allein die von den Meiningern versuchten Offenbarungen des Bauerbacher Unbekannten, sondern auch Mittheilungen aus Stuttgart erschreckten, nach welchen letztern durch einen Brief, den Schiller an seine Freundin Vischer daselbst geschrieben und den diese in ihrer Unbesonnenheit Andern zu lesen gestattet hatte, sein Versteck ein öffentliches Geheimniß in Stuttgart geworden war. Sie war dies ihrem Schützling gemachte Ansinnen vor Allem ihren Söhnen schuldig, welche der Herzog von Würtemberg in seine Akademie aufgenommen hatte. Erfuhr dieser, daß sie seinen flüchtigen Diener verborgen halte, so konnte leicht seine Ungnade ihre Söhne empfindlich treffen.

Im ersten Augenblicke faßte Schiller die Zumuthung der Frau v. Wolzogen mit dem ganzen Unmuth seiner Seele auf, weniger aus gereizter Empfindlichkeit oder aus edlem Stolze, als vielmehr,

weil er fürchtete, daß die von ihm geforderte Beschränkung auf Bauerbach nichts als eine Verbannung von Walldorf und somit ein Zertreten seiner aufkeimenden Neigung zu Charlotte v. Wolzogen sein sollte. In diesem Unmuth warf er sich, um sogleich den Ersatz für die berechnende Wohlthäterin und für deren Tochter mit stolzem Selbstgefühl aufweisen zu können, an eine reiche und hohe, aber forcirte Persönlichkeit, die ihn mit der Aussicht auf Hülfe und ein weibliches Wesen zu fesseln, und „wie ein glückliches Ungefähr und erwünscht aus dem Handel zu reißen" suchte. Den begründenden Aufschluß hierüber giebt sein am 14. Januar, also des Tags darauf an Streicher geschriebner Brief, worin er zwei Stellen seines Herzens, die der Verehrung und der Liebe, in naivem Geständniße mit neuen Personen besetzt. Offenbar, weil sie eben vacant geworden waren. „So bin ich," schreibt er in voller excentrischer Erregung und noch von dem neuen abenteuerlichen Plane und Bunde trunken, „doch der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarischen Welt herum. Hören Sie nur! Ich bin, wenn Sie diesen Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. Erschrecken Sie aber nicht. Ich bin vielleicht besser aufgehoben. — Lieber Freund, trauen Sie niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich

des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! Das Letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu sein — aber — ich werde selbst soviel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme; das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines sehr erprobten Freundes, bin ich einem jungen Herrn v. Wrmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Range figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr und nunmehr ist das für mich Eins. Ich soll mit meinem Wrmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und — der Freundschaft leben, und was das Beste ist, schie-

ßen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll. Schreiben Sie mir nicht, bis Sie neue Adressen haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich sei nicht mehr in Bauerbach, das ist alles, was Sie sagen können. — — Mein neues Trauerspiel, Louise Millerin genannt, ist fertig ꝛc."

Schillers Gemüth war in Kurzem aus der Wärme zur Gluth und aus der Gluth zum Sturm fortgetrieben, in demselben Grade war aber auch seine Besonnenheit geschwächt. Daß er Männer, die er so eben kennen gelernt hatte, wie den Pfarrer Sauerteig und den Bibliothekar Reinwald, sofort seine Freunde, ja seine erprobten Freunde nennt, entspricht dem heißen Herzen des jugendlichen Mannes; daß er aber noch rascher aus dem Holze, welches er in seinen Räubern und in seiner Louise Millerin verworfen hat, Busenfreunde schnitzt, ist eine starke Ironie und beweist ein von siedender Leidenschaft getragnes Gemüth, das nicht vermag, hinter der äußern Freundlichkeit in elegantern Häusern die daselbst wuchernden sittlichen Gebrechen zu ahnen, wie dies in Walldorf, noch hinter den schönen Formen vornehmer Personen die Berechnungen und Leerheiten zu fühlen, wie solches mit dem Edelmanne in Meiningen der Fall war, der die Räuber auswendig wußte und sie fortsetzen wollte. Seine unge-

stüme Erregung, welche dieselbe Färbung und Gluth, aber auch die gleiche Selbsttäuschung offenbarte, die eine liebedesperate Jungfrau mit ihren Klosterwünschen verräth, hatte ihn plötzlich zu einem Entschlusse getrieben, der ebenso seinen wahren Neigungen und ruhigern Gedanken zuwider war, als seiner sittlichen und poetischen Entwicklung nachtheilig werden mußte. Indeß schon die ersten einsamen Stunden, die ihm seine Rückkehr nach Bauerbach brachte, machten ihn kühler und zeigten ihm das Blaue und Widrige, dem seine excentrische Phantasie ihn zuzuschleudern im Begriff war, so daß er vor dem wilden abenteuerlichen Plane ebensosehr als überhaupt vor der rapiden Freundschaft mit dem Edelmanne erschrack. Mit der wiederkehrenden Ruhe wurde er zugleich den wohlwollenden Einwirkungen seiner Pflegemutter zugänglich; es erfolgte deshalb mit ihr eine Verständigung, ja sogar, da er hierdurch seine Neigung zur Charlotte zugelassen und gleichsam sanctionirt glaubte, eine noch innigere Befreundung als vorher. Sein sittlicher Rigorismus erlitt zugleich eine Brechung durch die Rücksichten der Klugheit, die auch die sittliche Güte im Leben zu nehmen hat. Er schrieb nach getroffener Abredung, um etwaige Nachforschungen des Herzogs von Würtemberg nach seinem Aufenthalte irre zu leiten und den Gerüchten, die in Stuttgart durch seinen Brief an die Frau Vischer, ganz besonders aber in Meiningen und von da aus ver-

breitet wurden und ihn deshalb gegen diese Stadt verstimmten, nachdrücklich zu begegnen, zwei ostensible Briefe, von denen die Frau v. Wolzogen nach ihrer Zurückkunft in Stuttgart Gebrauch zu machen gedachte. Der eine ist von Frankfurt am Main datirt und an Wilhelm v. Wolzogen geschrieben und sagt aus, daß Schiller auf dem Wege nach Amerika sei; in dem zweiten, der an die Frau v. Wolzogen gerichtet und von Hannover datirt ist, spricht er davon, wie er seinen Reiseplan geändert habe und vorläufig nach England reisen wolle und wie er vor einigen Wochen das Gerücht, daß er statt nach Hannover nach Bauerbach gegangen sei, darum ausgesprengt habe, um vor allen Entdeckungen sicher zu sein. „Von der Frau (Vischer)," fügt er in dem Briefe hinzu, habe ich etwas gehört, was mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übereilten Brief, den Niemand zu Gesicht hätte bekommen sollen. Sie communicirte ihn einem gewissen Officier; sie hätte mir lieber, ich weiß nicht was, thun können. Eine solche Indiscretion (das ist der gelindeste Name) thut weh, und ich dachte besser von ihr. Wie muß man oft sich in seinen liebsten Personen betrügen!"

Doch waren hierdurch seine von der Frau von Wolzogen aufgefrischten Befürchtungen noch keineswegs gehoben. Wenn der Herzog von seinem Aufenthalte nur das Geringste erfuhr, konnte er in

Bauerbach nicht länger bleiben. Seine Lage war deshalb beängstigend. Zu diesem kam noch hinzu, daß er sein väterliches Haus in gleiche Unruhe versetzt wußte, indem man daselbst die unbesonnene Verbreitung des Briefes an die Frau Vischer gleichfalls kannte und darum schlimme Folgen für ihn befürchtete. In dieser doppelten Besorgniß schrieb er damals an seine Schwester Christophine. Seine einzige Hoffnung blieb noch, daß am meisten die Frau v. Wolzogen, sobald sie nach Stuttgart zurückgekehrt sei, durch unmittelbare Einwirkung und durch seine ihr zu beliebigem Gebrauche übergebnen Briefe die Gerüchte über sein wahres Asyl entfernen oder abschwächen werde. Umgekehrt mußte freilich die edle Frau erwarten, daß Schiller für die Folge in seinem Umgange größere Vorsicht beweise. Sie konnte dies jetzt aber um so sicherer hoffen, als sich Schiller ihr mit ganzem Herzen hingab. Auch rechnete sie hierbei viel auf Reinwalds Einfluß.

Reinwald war übrigens der einzige in der Gegend, der von den Verhältnissen des Bauerbacher Fremdlings genaue Kenntniß hatte. Es war eine ebenso kluge als wohlwollende Fürsorge der Frau v. Wolzogen, daß sie Reinwald dem Einsiedler in Bauerbach nahe gebracht hat. Schiller bedurfte einen Dämpfer für seine hochgehenden Empfindungen, einen räumlich nahen, zudem biedern Freund zum Ideenaustausche, eine Unterstützung mit literarischen Hülfs-

mitteln und einen Vermittler zwischen Bauerbach und Stuttgart. Reinwald *) entsprach dem Allen. Sein vortreffliches Herz, sein in der allgemeinen Literatur reiches Wissen und sein feiner, poetisch gegebildeter Geschmack riefen in Schiller, wie dessen

*) Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald, im August 1737 zu Wasungen geboren und im August 1815 zu Meiningen gestorben, hatte neben der Rechtswissenschaft als seinem eigentlichen akademischen Fachstudium eine umfassende allgemeine wissenschaftliche Bildung gewonnen, die ihn zu höhern Staatsstellen befähigte. Demungeachtet mußte er viele Jahre als Kanzlist bei äußerst geringer Besoldung dienen, was in ihm Kränklichkeit und Verstimmung hervorrief, ja ihn für immer mürrisch und zum launigen, verkehrscheuen Hypochonder machte. Dagegen widmete er die Kräfte und Stunden seines einfachen, beschränkten Lebens der Wissenschaft und Kunst. Er hat, wie seine 30 schriftstellerischen Productionen bezeugen, sich nicht allein in der allgemeinen Literatur, namentlich im Gebiet der Sprache, Geschichte und Kritik thätig und kenntnißreich erwiesen, sondern sich auch als Dichter, wenngleich ohne schöpferische Begabung, doch mit sittlich tüchtiger Gesinnung und zeitentsprechender Formfertigkeit versucht. Erwähnenswerth sind in jener Hinsicht sein Hennebergisches Idiotikon, seine Arbeiten über Ulphilas, sein Antheil an der Herausgabe des Heliand, seine historischen Beiträge zu Schillers Thalia und zu den Horen und seine Recensionen in verschiednen Zeitschriften; in dieser seine poetischen Briefe und kleinen Gedichte, seine poetischen Launen, seine Gedichte in Degens fränkischem Musenalmanach und seine 15 Kirchenlieder in dem neuen Meininger Gesangbuche.

Briefe beweisen, sehr bald die vollste Achtung und Liebe hervor; seine durch ungleich höheres Alter, durch immerwährende Kränklichkeit und durch geldknappe Stellung erzeugte Bedächtigkeit und ernste Gesinnung wirkten auf den brausenden jugendlichen Dichter beruhigend; überdies versorgte er diesen mit Büchern. Beide schrieben sich häufig und sahen sich öfters, letzteres zuweilen in ihren Wohnsitzen, meist aber in Untermaßfeld, dem Mittelpunkte zwischen Meiningen und Bauerbach.

Die letzte Woche, welche die Frau v. Wolzogen noch in ihrer fränkischen Heimath verweilte, kam Schiller noch einige Mal, wahrscheinlich in Walldorf, mit ihr zusammen. Er sah und sprach Charlotte, hatte mit ihrer Mutter mancherlei ihn und die Seinigen betreffenden Unterredungen und gab der zur Rückkehr nach Stuttgart sich zurüstenden Frau heiße Grüße und beruhigende Aufträge und Briefe an sein väterliches Haus mit. Wenn nicht schon früher, so geschah es jetzt, daß ihn dieselbe einen Blick in die damaligen Vorgänge zu Nordheim im Grabfeld, einem unfern von Bauerbach gelegenen Gute der Herrn von Stein thun ließ. Sie war wie früher, so auch diesmal in dem mit ihr verwandten Familienkreise zu Nordheim gewesen und hatte jetzt daselbst zwei verwaiste Wesen getroffen, die nach ihrer Abstammung und ihrem Geschicke sie nah berührten. Es waren dieselben

Charlotte*) (später als Charlotte v. Kalb denkwürdig) und ihre jüngere Schwester, die zwei letzten Trümmer des so eben in männlicher Abzweigung ausgestorbnen fränkischen Geschlechts der Marschalk v. Ostheim zu Waltershausen. Wunderbar, daß damals zwei gleich jugendliche titanische Seelen, Schiller und Charlotte Marschalk v. Ostheim, einander so nah wohnten, von einander hörten, sich aber nicht sahen und erst nachher in weiter Entfernung sich begeg-

*) Charlotte v. Kalb, geboren 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, war die Tochter des Egidius Marschalk v. Ostheim und einer Freiin v. Nordheim. Die Vorsehung hatte ihr zum Angebinde ihres Lebens einen nie versiegenden Quell von bitterm Leid zuertheilt. Der Tod ihrer Mutter drängt sie im 8. Lebensjahr in das Haus des Oheims nach Nordheim, im 10. nach Meiningen in die Familie v. Türcke und nach 10 Jahren von da mit dem tiefsten Schmerze über den Tod der Frau v. Türcke und über den ihres einzigen Bruders und ihrer ältern Schwester wieder nach Nordheim, wo sie bis in das Frühjahr 1783 verweilte, also damals nur 1 Stunde von Schiller in Bauerbach entfernt. Erst in Mannheim und darauf in Weimar begegnen sich beide und knüpfen ein Verhältniß, das für Charlotte v. Kalb eine vorher nie empfundne Seeligkeit, aber auch den höchsten Seelenschmerz in sich barg. Später der völligen Blindheit und Armuth verfallen, rang die großsinnige, geistigreiche Frau mit dem ganzen tiefen Schmerze der menschlichen Natur und fand endlich 1820 auf Verwendung der Prinzessin Mariane von Preußen eine Wohnung in dem königlichen Schlosse zu Berlin, wo sie 1843 starb.

nen und nun auf lange Zeit auf einander erschütternd einwirken sollten. Ungleich größern Schmerz, als ihn Schiller in Bauerbach durchlebte, durchschnitt in jenen Tagen die Seele der Marschalkischen Charlotte in Nordheim. Hier gebot ihr Oheim und Vormund, der alte Herr v. Stein, ein Mann von imponirend schöner und großer Gestalt, von Weltkenntniß und feinem Anstande und bei allem Wohlwollen von fester und ritterlicher Gesinnung, aber auch zugleich in hohem Grade von den sittlichen Gebrechen ergriffen, wie sie die damalige Zeit ausbildete. Genuß und Pracht und reichsfreiherrliches Gefühl waren die Mächte, denen er alles opferte. Seinen reichsfreien Landsitz hatte er zu einem fürstlichen Hof gemacht, wo die kostbaren Freuden wie die vornehmen Gäste ununterbrochen wechselten. Er hielt sich den regierenden Herrn gleich, ließ sich gerne den Fürsten der Rhön nennen und schickte das vom Kaiser ihm übersendete Grafendiplom mit dem stolzen Worte zurück, daß er lieber ein alter Freiherr als ein neuer Graf sein wollte. Seine Pracht bezeugt vor Allem die eine That, daß er bei einer Kaiserkrönung zu Frankfurt, wohin er mit 6 Pferden gefahren war, 50,000 fl. verbrauchte. Wenn sein hoher herrischer Sinn niemals von dem Gedanken abkam, daß die Pracht des Lebens mit seinem Stande stehe und falle, so trieb ihn dagegen sein Herz, jemehr er die Verdorbenheit des eleganten Lebens ken-

nen lernte und schmeckte, destomehr dem festen, selbst harten Entschlusse zu, die wehrlosen Wesen seiner Familie durch sichere Mittel gegen das ständische Uebel zu wahren. Daher kam es, daß er mit eisernem Willen seine Töchter *) und Nichten den Händen ergrauter, über die Leidenschaft hinweggeschrittener, dabei freilich reicher Männer zuführte, um ihnen eine Sicherheit vor den Stürmen des Herzens zu verschaffen. Es war dies aber nur eine scheinbare Assecuranz der Mädchenherzen, indem das aufblühende und hoffnungsberechtigte Leben, sobald es mit dem Welken gepaart wird, gewaltsam welken und in sich verjammern und verkümmern muß. Eine solche erzwungene Verbindung geschah zu Nordheim Ende des Jahrs 1782 zwischen Charlottens jüngerer Schwester und einem bejahrten Wittwer, dem trocknen ehemaligen weimarischen Minister v. Kalb: „Nach kurzer Zeit,“ sagt Charlotte v. Kalb in den Skizzen ihres Lebens, „war meine jüngere Schwester mit einem Mann von ernsten Jahren verlobt. Gleichgültigkeit würde zu schwach ihre Abneigung bezeichnen — — Der Präsident v. Kalb hatte schon manche Bedrängnisse erduldet, verschuldet — denn das ist oft eins durch die Verkettung der Leiden. Wittwer, wünschte er damals mit einer altadligen

*) Sieben seiner Töchter unterlagen diesem Zwange, ja eine derselben mußte sogar einen nah an die 80 Jahr alten Herrn v. Thüngen heirathen.

Familie sich zu verbinden. Dies bewog ihn, bei dem Oheim um seine Nichte anzuhalten; ihm war eine Gesandtschaftsstelle im südlichen Deutschland verheißen. Auch er zog gleichgültig dies Loos, berechnete nach dem Tod des Bruders (Marschalk v. Ostheim zu Waltershausen) diese Verbindung als bedeutsam. Da man ihm gründliche Geschäftskenntniß zutraute, wünschten auch die Verwandten, daß er sich der Allodialerbschaft annähme, um diese durch seine Kenntniß und Einsicht zu ordnen; so ward diese Verbindung als eine Unerläßlichkeit erkannt. —— Frühes Vergeuden, widriges Erfahren dünkten ihm nun Leitung zu diesem Gewinn. Wie von unsichtbarer Mißbilligung bedroht, war schaurig die Trauung meiner Schwester.“ Es war somit ein zartes schuldloses Herz der fremden Verschuldung und einer eiskalten Berechnung als Opfer gefallen, doch den Jubel des Siegs überwucherte ein tiefes, herzbrechendes Leid. So stand es in dem Herrnhause zu Nordheim, als die Frau v. Wolzogen eintrat; es war eine Stätte der Freude und des schneidenden Schmerzes. Was sie daselbst gesehn, was sie aus dem Munde der armen Wesen vernommen und was sie in ihren Blicken gelesen, hat sie tief erschüttert. Sobald sie von Nordheim zurückkam, theilte sie das schmerzvoll Erlebte ihrem Schützling mit. „Trauernde theilnehmende Verwandte,“ sagt Charlotte von Kalb von diesen Tagen in Nordheim, „besuchten uns,

so auch öfter Frau v. Wolzogen. Ihr Gut war dem unsern sehr nahe und Lorchen war oft mit ihren Gespielinnen daselbst gewesen. Die traurigen Ereignisse, welche uns betroffen, waren auch der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit Ritter (wie Schiller sich damals nannte)." Auf Schillers Gemüth und Phantasie übten die Vorgänge in Nordheim eine große Wirkung aus. Indem er mit Schaudern wahrnahm, daß selbst bis in die friedlichen Landsitze die sittlichen Gebrechen der höhern Stände und das höfische Leben eindrangen und das freie Herz zum Knechtsdienst der Leidenschaften nöthigten, erhielt er durch sie frische Farben und Thatsachen für die Empfindungen und Ideen, die seine Louise Millerin aussprechen sollte.

Am 24. Januar reiste Frau v. Wolzogen mit ihrer Tochter von Walldorf nach Stuttgart ab, indeß mit dem Entschlusse und Versprechen, im nächstkommenden Mai, nach ohngefähr 14 Wochen, wieder zurückzukommen. Schiller fand sich nach ihrem Weggange von Neuem ganz auf Bauerbach festgebannt, umsomehr, als Schnee und Kälte ihn einkeilten. In Bauerbach hatte er Niemand, mit dem er umgehen konnte, außer dem Verwalter des Guts, mit welchem er bisweilen Schach spielte, auf die Jagd ging oder einen Spaziergang machte. Somit herrschte zwar Ruhe um ihn her, doch keine in seiner Seele, denn das Bild der Charlotte v. Wolzogen war in

seinem Herzen zurückgeblieben und trieb darin Furcht und Hoffnung, Gegenwart und Zukunft gleich Irionsrad in rascher Folge aufeinander. Er nahm zwar jetzt seine Louise Millerin von Neuem vor, um durch ihre Ueberarbeitung, wozu ihn ganz besonders die Nordheimer Ereignisse veranlaßten, zugleich Gedanken und Gefühle von dem Stuttgarter Bilde abzuleiten; indeß seine Empfindungen strömten ihm während der Arbeit ungebändigt zu, so daß er sie halb unbewußt und halb bewußt in ihrer ganzen Gluth der Dichtung einhauchte. Zugleich sehnte er sich nach dem Frühling, der ihm wieder den Gegenstand seines Lebens und seiner Liebe bringen sollte. Am 1. Februar schreibt er an die Frau v. Wolzogen: „Theuerste Freundin! Gott sei Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünsche, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. Meine Wünsche und meine Träume haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind, werden Sie solches Gefolge von mir bekommen. Die Freude über die Erfüllung Ihres und meines Wunsches, daß Sie Ihre Lotte mitnehmen dürften, machte mir den Gedanken Ihrer Abreise etwas erträglicher und ich weiß nicht, ob ich bei Ihrem Hierbleiben, wenn nämlich Lotte nicht mitgedurft hätte, nicht ebenso traurig gewesen wäre, soviel ich selbst dabei gewonnen

hätte. — — Liebste Freundin, heut' haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die so angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann sein, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen."

In den letzten Wochen des Januars sah sich Schiller veranlaßt, ein Hochzeitsgedicht auf eine Pflegetochter seiner Gönnerin zu verfertigen. Dasselbige ist folgendes:

1) Zum erstenmal — nach langer Muße —
Du gutes Kind, zum Hochzeitgruße
Ergreif ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen meine Lieder
In's brachgelegne Saitenspiel.

2) Darf sich in Deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu Dir wagen? —
Sie kommt aus Deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester,
Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie fester,
Und lächelt zu erlaubter Lust.

3) Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk ich an die schönre Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten!
Oft weint die Tugend an den Festen,
Die das gekrönte Laster hält.

4) Du, Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! — Ich sehe Proben —
Und meine Leier — frag dort oben! —
Die stolze Leier schmeichelt nie.

5) Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefühl erstickt die Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei! —

6) Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat Dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt die Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

7) Wer war der Engel Deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend?
Hast Du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die Dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den haß ich, den sie mitgebracht).

8) Sie riß Dich weg von Pöbelseelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —
Du gingst ihr nach, und wurdest gut.

Sie schuf Dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte gleich der Frühlingssonne,
Zur Tugend Deinen jungen Muth.

9) Wie eilte sie mit Muttergüte
Zu Hülfe jeder jungen Blüthe,
Bis Leben in die junge Wurzel floß!
Wie pflanzte sie mit Flammeneifer
Des zarten Sprößlings, bis er reifer
Ein stolzer Wuchs, zum Himmel schoß.

10) So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt Dir goldne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennst der Gattin Schuldigkeiten!
Du hast ein Herz für ihre Freuden,
Und glücklich preis' ich Deinen Mann.

11) Wie schön ist doch das Band der Liebe,
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

12) Wie göttlich süß ist das Vergnügen,
An's Herz des Gatten sich zu schmiegen,
Wie süß, sich seines Glücks zu freun!
Wie süßer, sich für ihn zu quälen!
Auch Wehmuth kettet schöne Seelen,
Und wollustvoll ist diese Pein.

13) Du wirst mit liebevollem Eilen
Das Schicksal Deines Mannes theilen
Und schnell in seine Seele sehn.
Wie zärtlich wirst Du jeden Träumen,
Die kaum in seinem Busen keimen,
Wie zärtlich rasch entgegengehn!

14) Wenn unter drückenden Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Der müde Gatte niederfiel,
Wirst Du mit einem holden Lächeln
Erfrischung ihm entgegenfächeln —
Und spielend trägt er sie zum Ziel.

15) Wenn Schmerz in seinem Busen wüthet,
Und über ihn die Schwermuth brütet,
In seinem Herzen Stürme wehn,
Wirst Du mit heiterem Gesichte,
Erquickend, gleich dem Sonnenlichte,
Durch seines Grames Nebel sehn.

16) Wenn selbst der Wonne süße Bürde
Dem Einsamen zu lästig würde,
(Auch Lust gesellt sich Helfer bei,)
Wirst Du die schönste Hälfte tragen
Und erst Dein Auge wird ihm sagen,
Wie groß des Glückes Fülle sei.

17) Ja — darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
Ein neues Glück erwartet Dein!

Das größte, das der Mensch empfindet,
Das nur im Himmel Muster findet —
Die Mutter eines Kinds zu sein.

18) Die Mutter eines Kinds zu werden! —
Was droben süß ist und auf Erden,
Das Wonnewort schließt Alles ein.
Das kleine Wesen — welch Vergnügen! —
Im mütterlichen Schooß zu wiegen!
Was kann im Himmel schöner sein!

19) Die Seeligkeit — Du wirst sie kennen,
Wenn stammelnd Dich die Kinder nennen,
Und herzlich Dir entgegen fliehn —
Die bange Lust — die süßen Qualen —
Umsonst! kein Jüngling kann sie malen —
Hier werf ich meinen Pinsel hin.

20) Was Lieder nicht zu singen wagen,
Laß Dir der Mütter beste sagen:
Was einer Mutterfreude glich?
Du hörtest ihre Seufzer hallen,
Du sahest ihre Thränen fallen,
Du liebst sie, darum lieb ich Dich.

21) Laß Dir der Mütter beste sagen,
Wie himmlisch alle Pulse schlagen,
Wenn nur des Kindes Name klingt,
Wie selbst das Land sich schöner malet,
Wie heller selbst der Himmel strahlet,
Der über ihren Kindern hängt!

22) **Wie süß der Kram um Kleinigkeiten,**
Wie süß die Angst: es möchte leiden,
Die Thräne, die sie still vergießt!
Die Ungeduld, ihm zuzufliegen,
Wie unerträglich das Vergnügen,
Das nicht das Kind auch mitgenießt!

23) Die Herrscherin der Welt zu scheinen,
Die Wollust um ihr Kind zu weinen! —
Laß ihr die Wahl — was wird sie thun?
Die Krone wirft sie auf die Erde
Und fliegt mit jauchzender Geberde,
Und fliegt dem lieben Kinde zu.

24) Nun freu Dich denn — Du wirst's genießen,
Das stille Glück, das viele missen —
Was wünsch ich Dir? — Entweih es nie!
Die Freundin, die Dein Herz gemildet,
Zur guten Mutter Dich gebildet —
Was wünsch ich Dir? Vergiß sie nie!

25) Vergiß sie nie — wenn Deine Lieben
Im Kinderspiel sich um Dich üben,
So führe sie der besten zu.
Ihr sollen sie zu Füßen fallen,
Unschuldig ihr entgegen lallen:
„Die gute Mutter gabest Du!"

Der in der Dichtung (Str. 20) angedeutete **Abschied der Frau v. Wolzogen von ihrer Pflegetochter und die Schäferstunde Schillers (Str. 1) oder**

die wieder gewonnene ungestörte Muße in seiner ländlichen Einsamkeit einerseits und dann andrerseits des Dichters Worte:

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Ergreif ich meinen Dichterkiel

geben genau die Zeit und zwar die oben genannte als diejenige an, in welcher das Gedicht entstand; jene erste Beziehung setzt sie nach der Abreise der Frau v. Wolzogen, die zweite vor die Abfassung eines satirischen Lieds, das am 1. Februar zum Druck kam. Aber auch daß dem Hochzeitsliede jeder, selbst der leiseste Hauch des Frühlings oder Sommers fehlt und daß in ihm Ideen niedergelegt sind, die in gleicher Gestalt und Stärke, fast in gleichem Ausdrucke in seinem Drama Louise Millerin vorkommen, mit dem er damals beschäftigt war, deuten gleichfalls, wenn auch nur im Allgemeinen, auf die winterliche Zeit, in der das Lied gedichtet wurde. Das mit eben so warmer als reicher Empfindung abgefaßte Hochzeitsgedicht ist übrigens zugleich auch eine Verherrlichung der Frau v. Wolzogen und ein Rahmen für Schillers seelenvolles Gemälde von Liebe und Standeswerth. Die Pflegetochter, die mit einem Beamten verlobt war und in dieser Zeit mit ihm ehelich verbunden wurde, stammte offenbar aus einer verwilderten Hintersiedlersfamilie des Gutes, war jedoch noch ganz jung von Schillers Gönnerin daraus gerettet und von ihr erzogen worden (Str. 8).

Wenn in dem sittlichen Bilde der Braut die sittliche Güte der Frau v. Wolzogen gefeiert wird, so ruht seine eigene Achtung gegen jene, wie die Dichtung ausspricht, auf ihrer Liebe zur besten der Mütter. Aber auch was ihn selbst damals durchglüht, strömt in die Dichtung. Das Göttliche und Erhebende der Liebe durchwärmt in reichen Scenen das Lied. Und was Ferdinand in Louise Millerin ausspricht, klingt hier wieder. Das Jubelwort, das er nach seiner siegreichen Zurückkunft vom Hofe vor seiner Louise, dieser Seele wahrer Empfindungen, ausrief: Als Sieger komm ich aus dem gefährlichen Kampfe zurück, ist gleichsam hier übersetzt:

Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh ich lieber,
Der die Empfindung Ahnen gab.

Wir treffen hier wie dort Schillers Geringschätzung aller blos ererbten und vom Glück dem Menschen zugeschleuderten Vorzüge, hier wie dort sein stolzes Selbstgefühl, ja er zeigt dies sogar seiner Gönnerin gegenüber, deren Adelsbrief er verachtet, deren Seelenadel er dagegen um so höher stellt.

Gleichfalls in die letzten Tage des Januars fällt die Entstehung eines historischen Gedichtes, das für das Herrscherhaus und das Volk des Herzogthums S. Meiningen specielle Beziehung hat. Man wird freilich, beachtet man dessen Ausdruck und Bilderfärbung, kaum sich dazu verstehen können, in Schil-

ler den Verfasser des Gedichtes zu suchen, denn wie in seinen spätern, so herrscht in seinen frühern Gedichten Grazie der Diction, Adel der Anschauungen und ein durchaus zart sittlicher Hauch der Empfindungen, characteristische Vorzüge, durch die er auf das Gemüth der Menschen stets erhebend wirkt. In dem gedachten Gedichte dagegen lebt keiner von diesen Vorzügen, vielmehr der leichte, dabei derbe Ton und Sinn eines satirischen Bänkelsängers. Und doch darf man weder an den Hofrath Reinwald noch an den Hofprediger Pfranger, die beide damals die hervorragenden Residenzdichter waren, als Verfasser des Liedes denken, sondern Schiller ist entschieden der Dichter der Satire. Es liegt uns, ganz abgesehen von dem Zeugnisse Reinwalds,*) welches Hoffmeister durch die Vermittlung von Schillers Erben zur Benutzung erhalten hat, und abgesehen von einem in unsern Händen befindlichen Zeugnisse des damals in Meiningen thätigen Waisenpfarrers J. Walch (später Superintendent zu Sal-

*) An dem Rande des von Hoffmeister nach einem Manuscript Schillers zuerst mitgetheilten Gedichtes hat Reinwald Folgendes bemerkt: „Spottgedicht auf die raschen militärischen Anstalten des koburgischen Hofs zur Einrückung in's hiesige Land, bei Herzog Georgs Krankheit 1783, gemacht vom damals anwesenden Schiller, auf Angabe unsers Herzogs, von Schillers eigener Hand, mit einigen Veränderungen von mir.

zungen), *) der entschieden angiebt, daß der in Bauerbach lebende Schiller die Satire verfaßt habe, abgesehen also von diesen beiden Zeugnissen liegt uns Schillers eigenes Bekenntniß vor. In dem schon oben erwähnten, am 1. Februar an die Frau von Wolzogen gerichteten Briefe schreibt er: „Das satirische Gedicht, wovon Sie wissen, ist fertig; ich weiß aber nicht, wie es der H. (Herzog) aufgenommen hat.“ Die Satire, zu der nach Reinwalds Angabe der geniale Herzog Georg die Anregung gegeben hat, war nicht allein den 1. Februar fertig, sondern wurde auch bereits an demselben Tage (es war ein Sonnabend) in dem Meininger Sonnabendsblatte abgedruckt und in's Land ausgegeben. Schiller hatte sie, um den Verfasser geheim zu halten, an Reinwald abgeschickt, damit dieser mit der nöthigen Vorsicht das Weitere besorgte. Offenbar war Reinwald von Bauerbach aus zugleich mit dem Zugeständniße betraut worden, zum Behufe des Drucks etwaige den Verhältnissen entsprechende Veränderungen der Dichtung vornehmen zu dürfen. Von dieser Freiheit hat Reinwald in seiner zu großen Aengstlichkeit tüchtigen Gebrauch gemacht, indem er sowohl viele Ausdrücke abänderte und die

*) J. Walch weist in seinen damals niedergeschriebenen Bemerkungen mit Ironie die Koburger Vermuthung über den Verfasser der Satire zurück und nennt auf das Bestimmteste Schiller als den Verfasser des Gedichtes.

Production um mehrere Strophen abkürzte, als auch ihren ursprünglichen starken Ton abschwächte. Trotzdem war die Wirkung des Gedichtes eben so gut berechnet als wirklich groß. Um sie und das Gedicht zu verstehen, bedarf es eines flüchtigen Blicks in die Elisabethenburg der Residenz Meiningen und in die Herzen der Meininger in jenen Tagen.

Den 21. Juli 1782 wurde Herzog Georg Alleinregent der Meininger Lande, worauf er sich, von seiner erlauchten Mutter und vom Land gedrängt, noch am 27. November desselben Jahres vermählte. Kurze Zeit nachher fuhr er nach Römhild zu einer Jagdbelustigung, kehrte aber schwer erkrankt zurück und lag in seiner Väterburg viele Tage dem Tode nah. Schloß damals der Himmel sein Auge, so hörte Meiningen auf, Residenz zu sein, die Elisabethenburg verödete und das Land wurde an die verwandten Häuser vertheilt, denn noch war dem Herzog kein Erbe geboren. Darum herrschte im ganzen Lande Stille und in allen Gemüthern Angst, um so mehr, als der, welcher am Tode lag, ein wahrhaftiger Freund des Volkes, daher der Liebling aller Herzen war. Dazu kamen die Vorgänge in Koburg, von denen man im ganzen Meininger Lande Kenntniß hatte. Der Hof zu Koburg und besonders die Herzogin Sophia Antonia aus dem Hause Braunschweig trafen sofort, als die Kunde von der tödtlichen Erkrankung des Herzogs Georg anlangte,

die nöthigen Anstalten zur Besitznahme des Herzogthums Meiningen, zunächst des Meininger Oberlandes. Zu dem Ende ward ein Wartbote nach Meiningen geschickt und Milizen standen an dem Neustädter Thor zu Koburg, um beim Eintreffen der gewünschten Nachricht Besitz vom Lande zu ergreifen. Der Himmel indeß verfügte wider die Gedanken der Erblustigen, der Herzog genaß und am 4. Februar 1783 feierten er und sein Land in Kirche und Haus mit eben so warmem als wahrem Gefühle das Dankfest der glücklichen Wiedergenesung. Es war somit wie unter Herzog Anton Ulrich, der seine verwandten Häuser, welche schon sein Land im Voraus getheilt hatten, bei jeder Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin mit großen, die Thatsache vermeldenden Pergamenturkunden zu Schreck und Aerger überraschte, auch diesmal die Hoffnung auf das Aussterben des Meininger Herrscherhauses vereitelt. Was alle Meininger über das eilige und voreilige Koburg empfanden, sprach das Schillersche Gedicht aus, daher der Jubel erklärlich, mit dem es gelesen, fast verschlungen wurde. Es erschien dasselbe unter der Ueberschrift: Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzugs, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, in's Land unternehmen wollte, aber unverrichteter Ding wieder einstellen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in schnakische Reimlein bracht von Simeon Krebsauge, Baccalaur 1783.

1) In Juda — schreibt die Chronika —
War Olim schon ein König,[1])
Dem war von Dan bis Berseba
Bald Alles unterthänig,[2])
Und war dabei ein wackrer Fürst,
Dergleichen selten finden wirst.

2) Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Chaldäerland
Ein Weibchen mitgenommen.
Im Herzen Himmel — und im Blick;[3])
Ich küßte sie den Augenblick.[4])

3) Die Trauung war schon angestellt,
Die Hochzeitkleider fertig,
Der Bräutigam, frisch wie ein Held,
Des Wonnetags gewärtig,
Als plötzlich — zitternd schreibt's mein Kiel —
Ein Fieber diesen Herrn befiel.[5])

4) Ein großer Herre, wie man weißt,[6])
Ist nicht, wie unser einer —

Das Meininger Sonnabendsblatt hat nach Reinwalds Abänderungen:

[1]) War ehedem ein König.
[2]) Die Gegend unterthänig.
[3]) Ein Weibchen seiner Freuden Quell.
[4]) Doch ihn befiel ein Fieber schnell.
[5]) Die dritte Strophe fehlt.
[6]) Ein Großer, der im Reich regiert.

Wenn unsre Seele weiter reist, [7])
Drob kümmert sich wohl Keiner; —
Ein Schnuppen, den ein Großer klagt, [8])
Wird in der Welt herumgesagt. [9])

5) Drum nimmt Frau Fama, nimmer faul,
Das Hifthorn von dem Nacken,
(Man kennt ja schon ihr großes Maul
Und ihre dicken Backen)
„Fürst Josaphat liegt todtkrank da!“
Posaunt sie durch ganz Asia.

6) Sogleich vernahm den Trauerton
Fürst Sanherib, sein Vetter —
Zu Assur hat er seinen Thron
Und ehret fremde Götter. [10])
Die Balle Lüge kommt so recht [11])
Zu statten meinem Götzenknecht. [12])

7) „Da fischt sich was — hol mich der Dachs!“
Und hui! spitzt er die Ohren.
„Stirbt Josaphat, so zieh' ich stracks
Hinein zu Hebrons Thoren

---

[7]) Wenn unsre Seele fortmarschiert.
[8]) Ein Uebel, das ein König klagt.
[9]) Wird weit und breit herumgesagt.
[10]) Die Lüge fliegt wie Blätter.
[11]) Im Herbst von Winden abgestreift.
[12]) Und schneller als ein Windhund läuft.

Er braucht Arznei — er treibt's nicht lang!
Und Juda ist ein fetter Fang." [13])

8) Gleich läuft die Ordre aus dem Schloß
Durch Stadt und Wachparade,
Der Jungesellen faulen Troß [14])
Zu wecken ohne Gnade. [15])
Schon springen Bomben aus dem Guß [16])
Und freu'n sich auf den nächsten Schuß. [17])

9) Die Wache vor dem Thor bekommt [18])
Gemessene Befehle, [19])
Daß undurchsucht, unangebrummt [20])
Entwische keine Seele. [21])
Brieftaschen und Patent heraus! —
Sonst — marsch, ihr Herrn, in's Narrenhaus

10) Woher, mein Freund? brüllt auf und ab
Die Schildwach' an die Fremde.
„Wohin die Reis'? Wo steigt ihr ab?
Was führt ihr unterm Hemde?

---

[13]) Das Ländchen wär ein feiner Fang.
[14]) Des Contingentes fauler Troß.
[15]) Muß fort ohn' alle Gnade.
[16]) Das Kriegsgeräthe, glaubt mir keck.
[17]) Fraß zehen Seckel Silber weg.
[18]) Die Wach am Thor bekommt sogleich.
[19]) Die strictesten Befehle.
[20]) Unangebrummt in unser Reich.
[21]) Laßt keine fremde Seele.

Thorschreiber raus! — der Herr bleibt stehn!
Man wird ihn heißen weiter gehn."

11) Da war nun mancher Passagier
Dem Korporal verdächtig,
Die Fragsucht geht zur Folter schier, [22])
Gott aber ist allmächtig. [23])
Man visitirt von Pack zu Pack;
Doch zeigt sich nichts, als Schnupftabak.

12) Indessen schickt der Werber Fleiß
Rekruten, Sand am Meere,
Sie stehen blau und roth und weiß
Und ordnen sich im Heere.
Das Kriegsgeräthe — glaubt mir keck —
Fraß zehen Säckel Silber weg.

13) Fürst Sanherib erzählte schon
Den Damen seine Siege;
Auf's Wohl des neuen Landes flohn
Von Tisch zu Tisch die Krüge.
Schon meubelt man das neue Schloß —
Je glätter der Burgunder floß.

14) Wie prächtig König Sanherib
Im reichen Gallakleide
Herum den stolzen Schimmel trieb
Und durch Judäa reite

---

[22]) Die Fragen gehn zur Folter schier.
[23]) Kaum man ist seiner mächtig.
Die Strophen 12, 13, 14 und 15 sind weggelassen.

Die Damen in Karossen nach,
Daß bald schon Rad und Deichsel brach!

15) Wie stolz von seinem Thron herab
Er Judas Schriftgelehrten
Erlaubniß zu dem Handkuß gab
Und sie ihm Treue schwörten —
Und alles Volk im Staube tief
Hosianna schon dem König rief.

16) Doch während daß der Vetter schon
Nach Deiner Krone schielte,
Und auf dem noch besetzten Thron
Schon Davids Harfe spielte, [24])
Lagst Du, o Fürst — beweint vom Land,
Noch unversehrt — in Gottes Hand.

17) Gott stand auf Höhen Sinai's
Und schaute nach der Erden,
Und sahe schon ein Paradies
Durch Deinen Scepter werden,
Und sahe mit erhabner Ruh
Dem Unfug Deines Vetters zu.

18) Schnell schickt er einen Cherub fort
Und spricht mit sanftem Lächeln:
Geh, Raphael, dem Fürsten dort
Erfrischung zuzufächeln.

---

[24]) Schon seine Hoheit fühlte.
Die Strophe 17 fehlt.

Er ist mein Sohn — mein treuer Knecht![25])
Er lebe! — denn ich bin gerecht.

19) Dem Willen Gottes unterthan,
Steigt Raphael herunter,
Nimmt eines Arztes Bildung an
Und heilet durch ein Wunder.
Dein Fürst ersteht — jauchz Vaterland![26])
Gerettet durch des Himmels Hand.[27])

20) Die Post schleicht nach Assyria,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Dame da
Vom Schlitten heimgeführet. —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!" „Herein!
Es werden Trauerbriefe sein."

21) Schnell öffnet er den Brief und liest,
Liest — ach! der Posten trübste —
„Daß Josaphat am Leben ist"
Und flucht an seine Liebste:[28])
„Der Krieg ist aus! Pest über Dich![29])
Zweitausend Thaler schmerzen mich!"[30])

---

[25]) Er ist mein Sohn, — mein guter Knecht!
[26]) Den Fürsten — Jauchze Vaterland!
[27]) Ihn rettete der Allmacht Hand.
[28]) Drob seufzet seine Liebste
[29]) „Der Krieg ist aus! noch vor der Schlacht!
[30]) Zehn Zeckel Silbers gute Nacht!"

Auf diese seltsame Historie erfolgte im Koburger Wochenblatt eine poetische Antwort, die freilich in der Sprache und Composition, namentlich in der Lebendigkeit und Derbheit der Bilder tief unter der Schillerschen Satire steht und zuletzt ganz in platte Prosa und matte Gedanken ausläuft. In Koburg hielt man den Meininger Hofprediger Pfranger für den Verfasser der Satire, daher gleich die erste Strophe ihn mit der schwarzen Feder, den Bußgebeten und mit Doctor Bahrds Eifer zu treffen suchte.

Die Koburger Antwort ist:

1) Die Chronika aus Juda schrieb
mit einer schwarzen Feder.
Gescheiter wärs, des Dichters Trieb
ging mehr auf Bußgebeter,
als auf Pasquille dieser Art.
Sein Eifer grenzt an Doctor Bahrdt.

2) Fürst Sanherib denkt nicht so bös,
wie diese Chronik schreibet.
Es kam nach Assur die Getös,
daß Josaphat entleibet,
Den Hals auf einer Schweinsjagd brach,
Zu Dan schon auf der Bahre lag.

3) Wer Josaphat nur wenig kennt,
weiß, daß er gerne iaget,
und selbst troß einem Hirsche rennt,
Pferd, Hund und Menschen plaget;

sein fürstlich Leben gar nicht schont,
nur den, der mit ihm rennt, belohnt.

4) Als Miterb von dem Fürstenthum
thát Sanherib das Seine.
Er schickte den Befehl herum
und stellte auf die Beine
soviel von seinem Kontingent,
als nöthig war zu dessen End.

5) Diß hätt ein ieder Fürst gethan
Bey einem Trauerfalle.
Stirbt Josaphat — gehts wieder an,
Fürst Sanherib und alle,
die mit dem Fürsten sind verwandt,
vertheilen sich in dessen Land.

Das Hochzeitsgedicht und dies historisch satirische Lied waren Gelegenheitsgedichte, von denen das eine mit seinem Stoffe seinem liebenden Herzen näher, das andre ferner rückte; darum liegen beide mit ihren Temperaturen weit auseinander.

Wie im Januar, so war Schiller auch im Februar, einige schöne Tage ausgenommen, die ihn in die Natur hinaus lockten, durch Schnee und Kälte auf seine „grillenhafte Zelle" zu Bauerbach gebannt. Des schlimmen Wetters wegen sah er höchst selten seinen Freund Reinwald, ja selbst der briefliche Verkehr zwischen beiden war gleichsam eingewintert. Am 21. Februar schreibt er an Reinwald: „Sie werden

denken, ich sei indeß gestorben, oder ich habe Sie vergessen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile schrieb. Das Letztere kann wenigstens nur sein, wenn das Erste ist, und dies ist ja nun nicht. Ich höre zu meinem Leidwesen, daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war schon am Anfang des Waldes, als es mit Macht zu schneien anfing, und wandte aus keiner andern Ursache um, als weil ich glaubte, das Wetter würde Sie abschrecken."

So oft Schiller in späterer Zeit dieser furchtbar einsamen Tage gedachte, welche er in den beiden strengsten Wintermonaten in Bauerbach verlebte, nannte er den Ort einen barbarischen. Was war auch natürlicher, als daß er damals, von keinem gleichfühlenden Herzen umgeben, von keiner Seite geistig genährt und gereizt, selbst wegen des tiefen Schnees der erfrischenden Wanderungen in die Natur hinaus beraubt, vielmehr Tag und Nacht auf die vier Wände einer engen und niedrigen, überdies meist waldmäßig erhitzten Stube beschränkt und auf die landesübliche härtere Kost gewiesen, durch dies Alles höchst verstimmt werden mußte, zumal da er fühlte, daß ein solch sibirischer Druck bei längerer Andauer auf die Schwingen seines Genius lähmend wirkte. Er sagt deshalb in dem eben gedachten Briefe an Reinwald: „Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das

Genie, wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es hülfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich in weitestem Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offnen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsre Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelsstriche und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet und aus der Barbarei selbst hervorspringt."

Die durch die Einsamkeit in Schiller hervorgerufene Verstimmung dauerte indeß wegen des lang anhaltenden Winters tief in den März hinein, ja sie gewann zeitweilig einen hohen Grad von Gereiztheit, so daß selbst Reinwald aussprach: Wenn Schiller noch einen Winter in Bauerbach zubringe, werde er völlig hypochondrisch werden, denn er scheue beinahe die Menschen. Dazu kamen in diesen Tagen noch mancherlei Umstände, die seine gemüthliche

Pein verschärften, statt milderten, vor Allen seine Geldverlegenheit und die Nachricht, daß seine Mutter ernstlich erkrankt sei. In dieser düstern Stimmung, das fühlte Schiller und gestand es, konnte und durfte er nicht bleiben. Wenn er nun einerseits viel auf den erfrischenden Hauch des nahen Frühlings rechnete und ihn deshalb sehnlichst erwartete, so drängte ihn andrerseits die unbeugsam sittliche Kraft und der schaffende Trieb seines Genius, zumeist die Erlösung von seiner gedrückten Stimmung und Lage auf die Selbsthülfe zu bauen. Die Veröffentlichung seines Dramas Louise Millerin, dessen Ueberarbeitung er in diesen Tagen vollendet hatte, konnte Hülfe bringen.

Diese neue Schöpfung, so wie sie uns vorliegt, ist aus einer dreimaligen Bearbeitung hervor gegangen. Wenn Schiller am 14. Januar an seinen Freund Streicher schreibt: Mein neues Trauerspiel, Louise Millerin genannt, ist fertig, so muß die Vollendung des Werkes schon vor dem 1. Januar geschehen sein, weil er in der Zeit vom 1. bis zum 14. Januar durch die Anwesenheit der Frau v. Wolzogen zu keiner Arbeit, geschweige zu einer ernsten kommen konnte. Die Decemberarbeit war aber die erste Fassung des Werkes. Nach der Abreise der Frau von Wolzogen unterwarf indeß Schiller die dramatische Production einer neuen Bearbeitung, um sie durch seine neuesten Empfindungen, Anschauungen und

Erlebnisse zu beleben. Es war ja die Sprache seines aufgeflammten Gemüths jetzt eine andre geworden als früher; die Erfahrungen, die er gemacht, und die Mittheilungen, die er aus dem Nordheimer Familienkreise erhalten, waren frische farbenreiche Züge aus dem ihm nah gerückten bewegten Leben. Und so strömte nach innerstem Drange und Bedürfniße dies Alles, die neue Gluth seines Herzens und die neue Belebung seiner Anschauungen in die dramatische Arbeit über, so weit ihre einmal getroffne Anlage dies zuließ. Auch den Abschlußmoment der neuen Fassung des Werkes, wozu übrigens Schiller gleichviel Zeit brauchte als zur ersten, kennen wir; er liegt kurz vor dem 21. Februar. Daß die Dichtung eben damals vollendet wurde, ja daß Schiller schon damals ihren Druck beabsichtigte, bezeugt der am 21. Februar an Reinwald geschriebene Brief. „Einen Fehlgang," sagt er in Bezug auf das vor Kurzem vereitelte Zusammentreffen mit Reinwald, „wollt ich um so weniger Gefahr laufen, weil ich mein Schauspiel gern expedirt hätte." „Hören Sie," heißt es am Schlusse des Briefs, „wenn ich nicht vortheilhaft mit Weygand fahren sollte, so habe ich ziemlich Lust, es mit der Dessauischen Casse zu probiren. Schreiben Sie mir nur das Einzige, ob es bald gedruckt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezahlt wird, weiß ich. Aber so vortheilhaft ich auch mit Buchhänd-

lern handle, so glaube ich doch, treiben sich die Revenüen eines Buchs durch den Weg der Dessauer Casse noch höher.

Einen Monat später (am 27. März) schreibt Schiller an Reinwald: Er sei mit Weygand fertig, ob er aber mit Dalberg zu Stande komme, daran zweifle er, denn er kenne ihn, auch habe seine Louise Millerin verschiedene Eigenschaften an sich, welche nicht wohl auf dem Theater passiren, z. B. die gothische Vermischung vom Komischen und Tragischen, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannichfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Ehe ich mich in einen Weygandischen Handel mit Dalberg einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen."

Die mit Weygand abgeschlossne Druckangelegenheit zerschlug sich jedoch wieder und so gewann Schiller Zeit, nicht allein die eigne Prüfung von Neuem der Dichtung zuzuwenden, sondern auch mit Reinwald über deren Anlage und Ausführung zu verkehren. Es geschah dies im Monat April und mehrfache Abänderungen waren beschlossen. Indeß die nachkommenden Wochen wurden für ihn durch die Ankunft der Frau v. Wolzogen zu unruhig, als daß er die Verbesserungen vornehmen konnte, weshalb er am 22. Mai an Reinwald schreibt: „Der erste Augenblick, der wieder mein Eigen ist, gehört Ihnen, theu-

rer Freund. Heute kann ich einmal wieder Athem schöpfen, denn schon 9—10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft. Meine Louise Miller blieb liegen und mit dieser müssen auch Sie, mein Guter, ein Schicksal theilen. Wärmer komme ich zu Ihnen, wie zu dieser zurück." Die letzte Hand konnte er indeß erst nach seinem Abgange von Bauerbach und zwar in Mannheim an das Werk legen, worauf es im April 1784 unter der neuen, von Iffland vorgeschlagnen Benennung Kabale und Liebe auf die Bühne gebracht und bei Schwan in Mannheim gedruckt wurde.

Kabale und Liebe ist zwar dem Plane und den Hauptzügen nach ein Ergebniß von Schillers Würtemberger Anschauungen und Erlebnissen, ein ächt Bauerbacher Gewächs aber in allem Uebrigen, dies namentlich in Bezug auf die Zeit, in welcher die Schöpfung vollbracht wurde, auf die Wärme, die sie durchglüht, und zum Theil in Bezug auf die Zeichnung der Charactere und selbst bezüglich der Personen des Stücks. Läge noch das Concept der ersten Fassung der Production vor, es würde sich klar herausstellen, welches die Veränderungen und Erweiterungen sind, die die Bauerbacher Erlebnisse dem ursprünglichen Entwurfe der titanenhaften Dichtung zugeführt haben.

Die Idee der Dichtung entstand in Schiller, als er in Stuttgart einen vierzehntägigen Arrest in

dumpfiger Wachstube abbüßte. Der Zorn des Herzogs über seine damaligen Productionen und über seine heimlichen Fahrten nach Mannheim hatte ihm nicht allein diesen Arrest dictirt, sondern ihm auch jeden fernern Verkehr mit dem Auslande untersagt. Hinter dem eisernen Gitter festgehalten und zugleich für alle Zukunft auf den kleinen Boden beschränkt, wo eine eiserne Strenge die Regungen der Brust überwachte, wandte Schiller mit der ganzen Schärfe seiner Schmerzen und im Grimm über die Verletzung seiner Menschenrechte den Blick auf das excessive Hofleben und vor seine Seele trat plötzlich der Gedanke und Entschluß, ein unauslöschliches Gemälde desselben auszuführen.

Im Hintergrunde des großzügigen Bildes steht ein deutscher Herzog und seine Seelenverkäuferei, die Quelle seiner Pracht und seines Genusses. „Der große und reiche Mann auf dem Bettelstab, der mit dem Talismann seiner Größe jeden Gelust seiner Favoritin wie ein Feenschloß aus der Erde rufen kann, der den Saft von zwei Indien auf die Tafel setzt, Paradiese aus Wildnissen hervorruft, die Quellen seines Landes in stolzen Bogen gen Himmel springen oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen läßt, der aber seinem Herzen nicht befehlen kann, gegen ein großes und feuriges Herz groß und feurig zu schlagen, dieser große und reiche Mann, der 7000 Söhne seines Landes außer

Landes verkauft und für den Erlös einen Brillantschmuck für seine Maitresse aus Venedig kommen läßt, ist schon dadurch scharf und zum Greifen gekennzeichnet, wird es aber noch mehr durch die Personen im Vordergrund. Aber auch diese Personen, in denen die land- und leutefressende Maitressenwirthschaft, die Albernheit und Versunkenheit der Camarilla und die nichtswürdige Ministerei mit ihren verschmitzten Helfershelfern einerseits und andrerseits das zusammengetretene, doch noch in Gedanken und Gemüth gesunde Bürgerthum zur Anschauung kommt, sind gleichfalls grell deutliche Gestalten. In der Lady Milfort leuchtet das Portrait der Gräfin Franziska (von Hohenheim) uns entgegen, nicht ohne schwärmerische Dankbarkeit gezeichnet; in dem Präsidenten Walter das furchtbar unheimliche Bild des durch widrige Thaten emporgeschrittenen Ministers Montmartin; in den Hofmarschällen *) greifbare Figuren der Camarilla; in Ferdinand, gegen dessen sensible Seele und ideale Richtung der Hof und die Ministerei mit Gewalt und Bosheit operiren, zeigt sich der vom Fürsten in seinem kühnen Fluge gehemmte, vom Hofe gehaßte und ver-

*) Bock und Kalb sind keine fingirte Namen. Ein v. Bock stand am würtembergischen Hofe, und von Kalb war vom Hofe und aus dem Ministerium zu Weimar verdrängt und darauf in Nordheim, wo er ein junges Herz brach, von Schiller seinem Trauerspiel an der Stelle eines andern Namens eingebürgert.

folgte, dem Herzen nach adlige Schiller, in der Louise die in der Hofnähe gefährdete bürgerliche Unschuld und in Miller das Bürgerthum. Zu diesem Stuttgarter Entwurfe, wie ihn die erste Fassung der Tragödie ausgeführt hatte, kam nun in der zweiten Bearbeitung derselben der Bauerbacher Schiller mit seiner Liebe und seinen Erlebnissen hinzu. Seine entflammte Neigung zur Charlotte v. Wolzogen gab die Gluth und die brennenden Farben der Liebe Ferdinands zur Louise Millerin, nur mit umgekehrten Standesverhältnissen; in Wurm lagert sich Schillers sittlicher Unmuth gegen den Thüringer Wurmb ab, *) dessen in Meiningen flüchtig gemachte Freundschaft, wenn er sie nicht rasch weggeschleudert hätte, ihm von großem Nachtheil werden mußte, daher dessen Erinnerung ihm eben so widrig war, als für die Louise Millerin das Gesicht des Secretairs Wurm; in dem derben fernigen Miller wird das arme, aber noch biedre Volk, mit dem Schiller zusammenlebte,

*) Wie unmuthig, ja wie sehr damals Schiller über den Freundschaftstaumel mit dem Herrn v. Wurmb und über die ihm gemachte Perspective auf dessen Schwester gereizt sein mußte, beweist der einfache Umstand, daß er während seiner ganzen Bauerbacher Periode diesem Manne, so nahe er ihm auch wohnte, nie wieder nahte und auch mit keiner Silbe seiner gedachte. Erst später von Mannheim aus läßt er denselben grüßen. Die Rückkehr der freundlichen Gesinnung Schillers war das Werk der Frau v. Wolzogen.

dargestellt und endlich in den Namen v. Kalb und v. Ostheim schauen uns die traurigen Vorgänge zu Nordheim an, wo das junge Herz eines Fräuleins v. Ostheim der Rechnung des hochbejahrten v. Kalb geopfert wird, gerade wie in der Dichtung die Louise Millerin dem v. Kalb und die v. Ostheim dem Ferdinand angeboten und zugewiesen werden. Die Bezüge, die in diesen Namen für die Nordheimer Episode liegen, bezeugt selbst Charlotte v. Kalb in ihren Lebensskizzen. „Den 5. Mai,“ *) sagt sie, „reisten wir (Frau und Major v. Kalb) von Waltershausen, dem Allodialgut, bei Schneegestöber und eisiger Kälte nach Würzburg, darauf nach Frankfurt. Des andern Tags reisten wir über Darmstadt und kamen spät nach Mannheim. Reinwald und Frau v. Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. In der Blüthe des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: Ich muß eilend in das Schauspielhaus. Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben und er habe den

*) 1784.

Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen Kalb auszusprechen. Bald kehrte er wieder zurück."

Wenn die Räuber die Zersetzung des Familienlebens und Fiesko die Zerrüttung des Staatswesens abbilden, so zeichnet Kabale und Liebe das durch den Adel vergiftete, in die bürgerlichen Schichten mit Gewalt und List hinabfressende, aber von unten, vom mißhandelten Volke schwer angeklagte Hofleben. Hof, Adel und Bürger, also die Hauptglieder des Culturlebens im äußern und innern Treiben und Dulden, das ist das Leben der Tragödie. Wenn immerhin ihre Characterzeichnung und Motivirung vor dem Forum künstlerischer Urtheile nicht besteht, wenn auch ihre Zustände maaßlos geschildert sind, die Ideen den Stoff überwuchern und die Sprache einen sturmvollen Gang hat, so ist und bleibt demungeachtet die Dichtung eine lebendige Zeichnung deutschen Lebens und vaterländischer Charactere, ist eine ergreifende Schilderung eines ehemals zerrütteten Hoflebens oder des grausigen Zustandes, wo die Staatsunterthanen in Privilegirte und in Pöbelseelen getheilt waren und wo jene auf diesen knieten, ist aber auch andrerseits ein Posaunenruf, daß nur der Adel der Seelen ächt menschlich und göttlich sei. Darin eben lag die Macht, welche Kabale und Liebe nächst den Räubern auf die deutschen Gemüther ausüben konnte und ausgeübt hat.

Hatte Schiller die Idee seiner neuen Schöpfung als Gefangner zu Stuttgart hinter den Eisengittern, in dumpfer Stube, unter dem Zorne des Herzogs, um seine Zukunft bekümmert entworfen, so schuf er nun als Flüchtling zu Bauerbach, vor der Welt versteckt und vergraben, hinter Eiszacken am Fenster, auf enger erhitzter Zelle, durch die Unsicherheit seiner Zukunft und wenn gleich auf reichsfreiem Boden, doch noch von der möglichen Verfolgung des Herzogs geängstigt, mit liebeglühendem Herzen, durch traurige und erhebende Erfahrungen bereichert, gestützt auf die eigne Kraft — so schuf er das Werk und hauchte ihm seinen ganzen Schmerz über Herz und Welt in titanenhaften Zügen ein. Dadurch aber, daß er seine krankhafte Stimmung darin ablagerte, richtete er sich auch zugleich an dem Stabe der Dichtung empor, denn bei seinem kräftigen Ringen war jede neue Schöpfung ein neuer Fortschritt zur Vervollkommnung. Seine Seele gab sich seitdem den gesunden Einflüssen von Außen entschieden empfänglicher hin, als früher. Eben deshalb liegt Kabale und Liebe auf der Grenze zweier Perioden in Schillers Leben, wie denn auch die Keime seiner gemüthlichen Sicherheit und größern ästhetischen Klarheit in den letzten Theil seiner Bauerbacher Periode zurückgreifen und wie es darum auch möglich war, daß er zu Don Carlos, auf den mehr historischen Boden übergehen konnte.

Sobald Schiller seine Millerin in der zweiten Fassung vollendet hatte, drängte es ihn zur Behandlung eines neuen Gegenstandes. Besonders gab ihm nach seinem eigenen Geständnisse der wiederkehrende, sehnlichst erwartete Frühling, der ihn von der Gefangenschaft der engen Stube erlöste und ihm die freie Bewegung in der Natur gestattete, von Neuem die Spannkraft seines Geistes und die erhöhte Lust zu schaffen. Aber auch ein zweites gleichmäßiges Bedürfniß seines Herzens wurde durch den neuen Frühling befriedigt, nehmlich der Verkehr mit gebildeten Menschen, welcher ihm in den Wintermonaten ganz gefehlt hatte. Wenn Schiller noch Ausgangs des Februars im tiefen Schmerze seiner Einsamkeit an Reinwald schreibt: „Liebster Freund, ich wünsche Sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahin geben;“ so durchklingt dagegen schon das Vorgefühl einer bald frischern Seelenstimmung den Brief, den er am 27. März demselben Freunde schrieb: „Jetzt, bester Freund,“ heißt es, „fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagne Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht

und das sonst so reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff' ich, auf's Neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen und meine Muse halb Wegs nach dem Cocytus wieder einholen. Aber ich verfalle in eine Melancholie und fürchte, Sie anzustecken." Bereits 14 Tage darauf hatte ihn der in Berg und Thal eintretende Frühling von dem stärksten Druck trüber Verstimmung befreit. „In diesem herrlichen Hauche des Morgens," schreibt er am 14. April an Reinwald: „denke ich Sie und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf." Der warme weiche Hauch der ersten Frühlingslüfte, die besonders in den Hügel- und Berggegenden ein eigenthümlich erfrischendes wonniges Wohlgefühl erwecken, lockte ihn täglich und selbst am Tage öfters in's Freie. Es kam ihm hierbei die Lage des Ortes trefflich zu Statten. Ein Schritt aus dem Hause und Dörfchen und er war inmitten der Natur. Das Wiesenthal und die umrandenden Vorder- und Hinterhügel boten ihm einen Wechsel von offnen und waldeinsamen Wegen und eine Mannichfaltigkeit kleiner freundlicher landschaftlicher Scenen. Seine Ausflüge galten nun bald ganz der Natur und dem in ihr ungestörten Sinnen und Weben und Schaffen

seines Genius bald dem einen oder andern benachbarten Orte, um einige Stunden mit einem der denkenden Menschen zu verkehren, die seinem Herzen zusagten.

Es lag in seinem Wesen, sich an wenig Menschen eng anzuschließen und auch diese konnten ihn nur dauernd fesseln, wenn sie in der sittlichen Güte des Herzens ihren Schwerpunkt suchten und behaupteten. Außer Reinwald, der ihm in seiner Bauerbacher Periode, wie schon erwähnt wurde, am nächsten trat und einen großen Einfluß auf ihn gewann, so daß er demselben die Hälfte seiner damaligen Wirksamkeit zuschrieb, waren es nur Prediger der Umgegend, mit denen er verkehrte. Es zog ihn zu den Verkündigern des göttlichen Wortes nicht allein seine schöne Jugenderinnerung, daß er aus innerster Neigung einst gern geworden wäre, was sie waren, und nicht allein die Bildung, die er bei ihnen fand, sondern und vor Allem der biedre, feste Sinn und Character und das patriarchalische Leben derselben. Der denkende Sauerteig *) in Walldorf, der natur-

*) Caspar Friedrich Sauerteig, 1751 zu Hildburghausen geboren, kam 1779 als Pfarrer nach Walldorf und starb als solcher 1831 nach einem reichen Würken. Er war ein ausgezeichnet wissenschaftlicher Theolog und ein feiner, philosophisch gebildeter Kopf, dabei von gediegenem Character, daher in der That geeignet, auf den um 8 Jahre jüngern Schiller Eindruck zu machen.

forschende Scharfenberg *) in Ritschenhausen, die beiden gemüthsreichen Freißlich **) in Bibra, der große Numismatiker Rasche ***) in Untermaßfeld und der edle feinfühlende Hofprediger und Dichter Pfranger ****) in Meiningen gehörten zu den Män-

*) Georg Ludwig Scharfenberg, 1746 zu Hümpfershausen geboren, 29 Jahre lang Pfarrer zu Ritschenhausen und zwar von 1781 bis zu seinem Todesjahr 1810. Ein vielseitig gebildeter Mann, tüchtig in seinem Berufe und durch seine entomologische Schriften berühmt.

**) Christian Emanuel Freißlich, 1713 zu Salzungen geboren, wurde 1748 Pfarrer zu Bibra und starb als solcher 1789. Sein Sohn Carl Christoph Freißlich war seit 1778 Substitut seines Vaters und nach dessen Tode sein Amtsnachfolger. Er starb 1826. Beide Männer, Vater und Sohn, waren im Amt und Leben ächt patriarchalische, gesinnungstüchtige Charactere. Dem Sohne verdankt der Verfasser bei einem Besuche zu Bibra im Jahr 1819 manche Mittheilung über Schiller in Bauerbach.

***) M. Joh. Christoph Rasche, 1733 zu Scherbda im Eisenachischen geboren, war Pfarrer zu Untermaßfeld von 1763 bis zu seinem Todesjahr 1805, wo auch Schiller starb. Seine numismatischen Werke hatten ihm einen europäischen Ruf verschafft.

****) Johann Georg Pfranger, geboren 1745 zu Hildburghausen, erst Pfarrer zu Stressenhausen, darauf Hofprediger zu Meiningen, starb 1790. Es war derselbe eine edle Persönlichkeit, ein guter Prediger und gründlicher Theolog, von feinem Sinne für Poesie und selbst poetisch thätig. Sein Mönch von Libanon, ein gewagtes Gegenstück zu Lessings Nathan, und seine Gedichte sind durch ihre Gesinnung beachtenswerth.

nern, die er von Zeit zu Zeit besuchte oder die ihn in Bauerbach aufsuchten. In dem Pfarrhause zu Ritschenhausen, wo man noch heute gern von Schillers Besuchen erzählt, noch mehr in dem zu Bibra blieb er öfters bis tief in die Nacht, niemals indeß die Nacht über. „Ihre Pfarrer zu Bibra,*) Vater und Sohn," schreibt er am 23. April an seine Gönnerin, „kenne ich sehr gut und beide lieben mich, wie ich sie von Herzen. Den Jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, so wie er mich, Ihnen auch in sehr wichtigen Stücken befestigen soll." Auch noch später, als er in Mannheim war, schreibt er Grüße wie an seinen treuen Reinwald, so einmal an die beiden „Pfarrers" zu Bibra und ein andermal an den guten Bibraischen Pfarrer, dem die Frau v. Wolzogen um seinetwillen gut bleiben möchte. In dem Verkehr mit diesen Männern konnten übrigens seinem scharf beobachtenden Auge die damals noch festen Verhältnisse des ächt bäuerlichen Volkslebens, auch selbst die Liebe der Unterthanen zu ihrem Herrscherhause nicht entgehen, so daß er vielfache Correctionen seiner seitherigen Anschauung von der bürgerlichen Gesellschaft und zugleich festere Bilder und Ansichten vom Volksleben erhielt. Selbst die Gesinnungsruhe der Prediger, die mit Schillers maßlosen Forderungen an die staatlichen und bürgerlichen Formen schneidend contrastirte, mußte auf

*) Bauerbach war damals wie jetzt Filial von Bibra.

seine Excentricität abschwächend wirken. Doch mehr noch. Lessings Nathan war 1779 erschienen. Zeigte sich für die große, weit und tief greifende Wirkung dieses dramatisch religiösen Gemäldes schon an und für sich die damalige Zeit dadurch vorbereitet, daß ein Zug und Ruf nach Unabhängigkeit des Geistes vom Positiven und ein Hindrängen zur Vernunftreligion in die idealen Seelen gekommen war, so besaß auch die Dichtung selbst in sich, in dem glänzenden Ausdrucke der süßesten Weisheit, eine solche intensive Stärke, daß sie alle mehr denkenden Geister anziehen mußte. Besonders trat sie wie eine heilige Offenbarung der ewigen Rechte des menschlichen Herzens in alle Pastoralfamilien ein und wurde nicht allein von den jüngern Geistlichen, sondern auch von der Mehrzahl der ältern mit Begeisterung und Hingebung gelesen. In dem kleinen Kreise der Pfarrer, mit denen Schiller in diesen Tagen seines Bauerbacher Lebens zusammen kam, standen alle in Lessings Reihe, nur der mehr sinnende fromme Pfranger fühlte sich von dem neuen Magneten beirrt und abgestoßen. Sein einfältig gläubiges Gemüth hatte richtig herausgefühlt, daß Nathan auf Kosten des christlichen Glaubens eine ideale Verherrlichung des Judenthums sei; aber daß er, um den Sieg dem Christenthum zuzuwenden, ein Stockwerk auf Lessings Gebäude aufsetzte, statt diesem durch einen Gegenbau Thüren und Fenster zu verbauen, war eben so sehr Miß-

griff als Mangel an poetischer Meisterschaft. Sein dramatisches Lehrgedicht erschien 1782, kurz vor Schillers Einzug in Bauerbach, unter dem Titel: Der Mönch auf Libanon. So viel Zartes und Geistreiches auch der Pfrangerischen Dichtung inwohnt und so edel die Tendenz des gläubigen Dichters ist, Lessings Sieg wurde nicht erschüttert, einzig nur das Interesse erhöht, das die Geistlichen des Werrathals an der Nathansache hatten, da sie insgesammt Pfrangers Freunde waren. Die Weisheit im Nathan, die scharfe Characteristik der Personen, die ächt dialogische Form mit den feinen Seelenspannungen und mit der olympischen Ruhe der Leidenschaften und die Macht des edlen Ausdrucks, alle diese Vorzüge der Lessingischen Schöpfung mußten den Geistlichen von dem Mönch auf Libanon unerreicht erscheinen. In den Kreis dieser geistig erregten Pfarrherrn trat Schiller. Das, was sie im tiefsten Innern bewegte, konnte und mußte für ihn ein um so willkommener Stoff des geistigen Verkehrs sein, als sein Gemüth für die Ideen des Nathan besonders empfänglich war. Den Einfluß dieser Pfarrer-Nathanzeit spürt, ja greift man daher schon in Schillers nächster Dichtung. In Don Carlos klingt der Dialog Nathans durch, der prosaische Ausdruck setzt sich in Jamben um, der Held der Dichtung wird nach der ersten Anlage der Vertreter der schönen Menschlichkeit, Schiller selbst wendet sich vom Politischen hinweg, mehr

dem historisch religiösen Gebiete, dem großen reformatorischen Kampfe der Herzensrechte gegen die Auctorität zu und umfaßt fortan wie Nathan die Menschheit und das Leben im Ganzen. Wie aber schon jetzt in Don Carlos, so wirkten überhaupt im weitern Läuterungsprocesse des Dichters als edle Keime all die Anregungen, die ihm dieser pfarrherrliche Verkehr brachte.

Ueber Reinwald hinaus dehnte übrigens Schiller weder seine Freundschaft noch über den Kreis dieser Prediger seine traulichen Bekanntschaften aus. Gegen alle andern Seiten fühlte er sich abgestoßen, namentlich schienen ihm die Stadt-Meininger unangenehm zu berühren, sicherlich nicht allein wegen seiner aus Stuttgart mitgebrachten Abneigung gegen alles Residenzleben, sondern weil die in Meiningen rege Neugierde nach Aufschlüssen über seine Person und die mancherlei über ihn circulirenden Vermuthungen ihm die Stadt verleiteten. Ja er geräth in den höchsten Unmuth gegen die Meininger, als er sich von ihnen erkannt glaubt. In einem Briefe an die Frau v. Wolzogen spricht er sich deshalb sehr empfindlich aus: „Sie schreiben mir," sagt er, „ich sey erkannt und schreiben dies so gelassen. Lieber hätte ich ein Aug verloren, als daß mich die Meinunger kennen. Wüßte ich den, der mir diesen Dienst gethan hat, ich würde ihn hassen und wäre er mein erster Freund. Helfen Sie mir ihn ergründen. Der

Umstand verändert meinen Plan um ein großes. Bin ich wirklich entdeckt, so kann ich nicht mehr incognito leben oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Gesellschaft gehen und den Dummköpfen, die so hoch aufgelauscht haben, Impertinenzen sagen. Es liegt mir an dem Respect, der meinem Namen gebührt, diesen muß ich nothwendig behaupten." Aber auch was er von der Atmosphäre der höhern Kreise in Meiningen hörte, bestärkte ihn in seinem Widerwillen gegen diese Stadt und trieb ihn sogar zu dem Geständnisse, er wolle lieber in einer Festung sitzen, als in jener Sphäre leben. „Daß Ihnen:" schreibt er an seine Gönnerin, „das Hofleben (in Meiningen) sehr eckelhaft vorkommt, hör ich sehr gern, aber es ist darin noch kein Compliment für mich, daß Sie sich aus demselbigen weg und nach Bauerbach sehnen. Man dürfte mich zwischen Spandau und einer Assemblée wählen lassen. Ich weiß, was geschähe, doch das bedeutet nicht viel, was allensfalls in meinem Kopfe geschähe." Später als seine ältere Schwester für immer zu Meiningen Wohnung nahm, wandte er der Stadt freundlichere Gesinnungen zu.

Der Monat März, der ihm Natur, Menschheit und Empfindung zurückgab, war auch die Wiege seiner neuen Schöpfung, des Don Carlos. Vor seiner Seele standen damals als tragische Stoffe Conradin, Imhof, Maria Stuart und Don Carlos. Er

schwankte indeß mehrere Wochen, anfänglich am meisten zwischen Imhof und Maria Stuart, bis er sich gegen Ende des Monats für Don Carlos entschied, auf welchen Stoff ihn früher Dalberg aufmerksam gemacht hatte.*) Am 27. März schreibt er an Reinwald: Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu seyn, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf Don Carlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grund hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Character eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollen mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln."

---

*) „Die Geschichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings (nach Dalbergs Ansicht und Vorschlag) den Pinsel eines Dramatikers und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten will." So Schiller d. 15. Juli 1782.

Was ihn vor Allem nach einer pfarramtlichen Tradition für Don Carlos entschied, war außer dem anregenden Nathan die richtige Beobachtung, daß sein Bauerbacher Leben auf der Grenze des Protestantismus und Katholicismus liege und daß in diesem Gegensatze ein welthistorischer tragischer Act ruhe, dessen Schneiden für das deutsche Volk durch Don Carlos stark veranschaulicht würden. Er ergriff ebendeshalb anfänglich diesen Gegenstand mehr mit protestantischer Gluth der Seele als mit poetischer Ruhe, um auf dem religiösen Gebiet gleich starke Tableaus aufzuführen, als er es auf dem politischen gethan. In dieser Gluth schreibt er an Reinwald im letzt genannten Briefe: „Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen." *)

Von dieser schwärmerisch gefaßten Idee kam er indeß, da seine ideale Natur ihn zu immer vollkomm-

*) Aus diesem Briefe geht deutlich hervor, daß Schiller gleich in der ersten Conception ein großartig historisches Trauerspiel und kein bloßes Familienstück, wie Gervin (Neuern Gesch. d. Lit. 2,154) annimmt, beabsichtigte.

nerm Schaffen vorwärts drängte, beim Entwerfen und Zurechtlegen des Planes mehr und mehr auf die reinen ewigen Forderungen der Menschheit an den Staat zurück und damit auf ein Gemälde, in dessen Vordergrund Carlos, Posa und Philipp als Vertreter des Herzens und der Vernunft — und der starren Convention, in dessen Hintergrund der Aufruhr der Niederländer oder die reformatorischen Bewegungen stehen. Der Griff dieses Stücks hatte zweierlei Folgen für die weitere Entwickelung Schillers. Wie Fiesko, so mußte auch Don Carlos auf dem festen Boden der Geschichte erbaut werden und dies nöthigte ihn wie dort so hier zu historischen Studien, aber diesmal zu Studien von weit größerm Umfange und mit tieferm Eingehen in die mächtigen völkerbewegenden Ideen, deren erregende Gewalt seine ganze Seele erfüllten, wodurch es kam, daß er sehr bald das Mittel zum Zwecke seiner Bestrebungen erhob. Eben deshalb knüpfen sich an die historischen Studien zu Bauerbach folgerecht seine spätern historischen Productionen, namentlich die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und die des 30jährigen Krieges. Reinwald versah ihn wie überhaupt „mit guten Büchern zu seiner Belehrung und Unterhaltung und um ein dürres Erdreich zu begießen,“ so jetzt besonders, wo er hierzu von Bauerbach aus bestürmt wurde, mit den nöthigen historischen Werken aus der herzoglichen

Bibliothek zu Meiningen, aus seiner eigenen und aus andern Bibliotheken, so daß die Bauerbacher Zelle bald selbst eine kleine Bibliothek von Schriften in sich schloß. „Wenn ich," schreibt er am 27. März an Reinwald, „eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharacter, den Sitten und der Statistik des Volkes bekannt sein müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Wenn Sie sich nur auf einen Augenblick in meine Lage versetzen, und den Zustand der Unentschlossenheit und Unthätigkeit kennen, der mir besonders hier unerträglich ist, so weiß ich gewiß, daß Sie keine Zeit verlieren werden, die Ihren Freund in Geschäfte bringen und in Verfolgung seiner Arbeit erleichtern kann. Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigstens mit einigen dahin einschlagenden Werken befriedigen. Die Judith *) wird Abends, eh' sie abgeht, bei Ihnen anfragen, und das, was Sie mir schicken wollen, abholen. Wenn Sie

*) Eine Böthin. Ihrer Freundlichkeit wegen läßt er sie später noch (aus Mannheim) grüßen.

allenfalls Brantome's Geschichte Philipps II. besitzen, so theilen Sie mir solche auch mit."

Eben so wie für seine ernste historische Studien liegen auch in der Bauerbacher Periode die Keime zu seinen spätern ästhetischen Arbeiten. Der schöne Brief, den er am 14. April an Reinwald schrieb und der das Verhältniß des dramatischen Dichters zu den Helden seiner Productionen behandelt, enthält bereits Anlage und Anlauf zu der scharfen Erörterung ästhetischer Gegenstände, welche seine spätern Arbeiten dieser Art auszeichnet; nur daß jetzt noch Ton und Gefühl mehr von der Liebe, die sein Inneres durchglüht, als von philosophischer Ruhe getragen werden. „Ich stelle mir vor," sagt Schiller in dem genannten Briefe, jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Character, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleich wie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charactere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung

ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder Platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechslung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffnen vollständig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken — So wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden

von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleich wie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewig innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wäre ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und Platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andre Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: Das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unsrer Dichtung

empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und Platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt seyn, — denn ich kann einen großen Character durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unsrer Helden seyn müssen, wenn wir in Ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraction, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie

erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent *) mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eignes Parterre und Publikum sein. Ich habe Ihnen hier vieles, und wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus. Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos rc."

*) Schiller hatte schon in Stuttgart Leisewitzens Julius von Tarent kennen gelernt und sich in diese Dichtung so hineingelebt, daß er sie nicht allein wörtlich auswendig wußte, sondern auch ihre Ideen und Empfindungen in seine Seele herübernahm, weshalb auch wenig Dramen eine gleich nachhaltige Wirkung auf ihn ausübten. Wie in seinen frühern, so kommen selbst in seinen spätern Dichtungen ihm bewußt und unbewußt Leisewitzische Stellen in die Feder.

Der erste Anlauf, den Schiller in diesen Tagen für seinen Don Carlos machte, waren übrigens nicht blos Pläne, ästhetische Erörterungen und historische Studien, sondern auch ein poetisches Schaffen, wozu ihn die Begeisterung für den neuen Helden drängte; denn wer so viel Feuer zu seinem Gegenstande mitbringt, als Schiller zu Don Carlos, muß gestalten. Darum kündigte er auch schon am 27. März seinem Freunde Reinwald an, daß er ihm bei ihrer nächsten Zusammenkunft eine Scene von Don Carlos zur Kritik vorlegen werde. Mit seinen historischen Studien schien sogar seine Liebe zum Stücke zu wachsen, denn in dem am 14. April an Reinwald geschriebenen Briefe sagt er: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Don Carlos gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir.“

Und doch trotz der großen Begeisterung für Don Carlos, trotz der darauf berechneten und durchge-

machten Studien und trotz des immer innigern Hineinlebens in den dramatischen Stoff brachte Schiller, als er später Bauerbach verließ, nicht viel über Plan und Vorstudien, höchstens nur einige entworfene Scenen des Stücks mit hinweg. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht erklärlich. Es traten mit dem Beginn des Mai's für ihn Störungen ein, welche nicht allein seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, sondern auch seinen Empfindungen eine Richtung und Heftigkeit gaben, die die poetische Pflege des Don Carlos im Augenblick nicht begünstigen konnte.

Was ihn längst gleich heftig entzückte und ängstigte, war Charlotte von Wolzogen. Sie war ein aufgewecktes, klares Mädchen, nicht gerade eine Schönheit, aber von jener hingebenden und einnehmenden Anmuth und doch zugleich von Scheu gebietender sittlicher Würde, somit von weiblichen Zügen, die dauernder und rascher wirken, anziehen und zünden, als blendende Schönheit. Schillers Neigung zu ihr war das erste gegenstandsselige Erglühen seines liebereichen Herzens und war sofort bei seinem leicht entzündlichen Gemüthe, dazu in der winterlichen Einsamkeit zu starker Liebe aufgeflammt. Ihr Bild hatte ihm bei der Gestaltung der Louise Millerin gesessen und an der Liebe, die er seiner Gönnerin in seinen Briefen aussprach, und eben so an dem heißen Verlangen, daß sie bald nach Bauerbach

zurückkommen möchte, hatte seine feurige Neigung zur Charlotte keinen geringen Antheil; und doch war seine Liebe nicht ohne Herbes, weil er kein Ufer sah, wo sich seine schönen Wünsche verwirklichen konnten. In diesem Hangen und Bangen befand sich Schiller, als ihm Ende März die Frau v. Wolzogen die Mittheilung machte, daß ein Herr v. P. zu Stuttgart Absichten auf ihre Lotte habe und deswegen mit ihr nach Meiningen kommen wolle. Schiller wurde natürlich dadurch höchst unangenehm berührt, ja er fühlte, wie er selbst gesteht, darin eine ihm zugemuthete Demüthigung, daß ihm dem armen, aber gesinnungstüchtigen Flüchtling ein zwar glücklich gestellter, indeß wenig achtbarer Nebenbuhler entgegentreten und daß sogar derselbe in seine unmittelbare Nähe gebracht werden sollte, wodurch unfehlbar seine Entdeckung erfolgen mußte. So sah er demnach mit einem Mal seine Liebe und Ehre angetastet und auf das Spiel gesetzt und sich selbst heftigen Kämpfen des Gemüthes Preis gegeben, welche ihn um so mehr ergriffen, als die Gefahr des angemeldeten Besuchs ihn zu einem raschen Entschlusse drängte. Wenn ihn, das war sein schmerzvoll errungener Gedanke, die Verhältnisse zwingen sollten, auf das schöne Gut seines Herzens zu resigniren, so konnte er auf keinen Fall seine Ehre opfern. Er schrieb deshalb zwar in sichtbarer Aufregung, doch mit edlem stolzen Selbstgefühl sofort

an die Frau v. Wolzogen, gestand ihr offen all sein Bedenken, bat und erklärte, sie möchte die Sache zu ändern suchen; wo nicht, so müsse er sie verlassen, so sehr es ihn schmerze. In irgend eine nähere Beziehung zu dem Herrn von Stuttgart könne er unmöglich treten. Er wolle ihm durchaus nichts von seinem Werthe nehmen, denn derselbe habe wirklich einige schätzbare Seiten, aber sein Freund könne er nicht werden, oder es müßten zwei Personen ihm gleichgültig erscheinen, welche ihm so theuer als sein Leben wären. Was auch seine Gönnerin in der Sache vorhabe, sie sollte nur sich und seinen Stolz schonen. Uebrigens möchte sie ihn von ihrem Entschlusse bald in Kenntniß setzen, damit er seine Anstalten darnach treffe, um so mehr dies, als man ihm von Mannheim her Anträge mache.

Die Frau v. Wolzogen zeigte sich in dieser zarten Angelegenheit, die das Glück ihrer Tochter und das Wohl Schillers betraf, eben so mütterlich als vorsichtig vermittelnd. Schiller konnte, wie er wünschte, ferner in seinem Asyl bleiben, denn sie entschloß sich, allein mit ihrer Tochter nach Bauerbach zu kommen; dagegen suchte sie Schillers Neigung zu ihrer Tochter dadurch zu dämpfen, daß sie ihm erklärte, wie sie den Bewerbungen des Stuttgarter Herrn in Bezug auf Charlotte nicht abhold wäre.

Schiller unterdrückte nun die Wünsche seines Herzens, zumal er einerseits von Meiningen her ver-

nahm, daß Charlotte v. Wolzogen wirklich verlobt sei, andrerseits durch einen Brief von seiner ältern Schwester kühl gestimmt wurde. Er hatte derselben kurz zuvor Geständnisse über seine Neigung zur Charlotte v. Wolzogen gemacht. Da nun dies offenbar in der Zeit geschah, wo er der Frau v. Wolzogen den sich und den Stuttgarter Herrn betreffenden Brief überschickte, so war der ganze Ausdruck seiner Mittheilung sicher ein höchst leidenschaftlicher. Die besonnene Schwester, wohl erwägend, daß sich ihr Bruder auf diese Weise eiteln Gefühlen statt der rettenden Thätigkeit hingebe, daß seine Wünsche in den Augen der Frau v. Wolzogen als undankbare Begehrnisse erscheinen und seine Sicherheit in Bauerbach gefährden und daß dadurch seine Eltern, so bald sie hiervon Kenntniß erhielten, in neue Unruhe versetzt werden müßten, sprach alle diese Besorgnisse in ihrem Antwortschreiben mit jener Bestimmtheit und Freimüthigkeit, die ihr eigen war, aber auch mit jener vertraulichen Hingebung aus, durch die sie das Herz ihres Bruders besaß und vielfach bestimmte. Sie konnte aber gerade jetzt um so mehr die Sprache der zürnenden Liebe führen, als sie ihm in der letztern Zeit im Auftrage ihrer Eltern nach einer andern Seite hin tief zu Gemüth reden mußte. Und dies betraf seine finanzielle Lage.

Schiller war in Bauerbach ohne Geld angekommen. Zwar sah er hier die auf Quartier, Kost

und Bedienung bezüglichen Verhältnisse durch die zuvorkommende Güte der Frau v. Wolzogen geordnet, aber alle übrigen Bedürfnisse fielen seiner Sorge und unmittelbaren Deckung anheim. So gering nun auch dieselben in dem einfachen Bauerbach waren, so fand er sich dennoch öfters in große Verlegenheit versetzt, ja selbst in dieser Noth klingender Kräfte zum Aufgeben süßer Kleinigkeiten genöthigt, wie er unter andern damals seiner Gönnerin klagt, daß ihm bereits sechs Monate lang kein Maroccoschnupftabak zu Nase gekommen sei, wobei er sie zugleich bat, ihm ein Pfund von Stuttgart mitzubringen und das Geld dafür auszulegen. Wie schon in Mannheim, so wandte er sich auch jetzt, um nicht die Aufopferungen der Frau v. Wolzogen zu überspannen, an sein elternliches Haus. Den Vater indeß direct um Unterstützungen anzugehen, erlaubte weder dessen derzeitige Gesinnung noch sein eignes Gefühl, denn er hatte bis jetzt noch nichts geleistet und erreicht, wodurch er seinen Vater mit seiner Flucht aus Stuttgart oder, wie es dieser ansah, mit seinem Sprunge aus der sichern Existenz versöhnen konnte. Deshalb wandte er sich an seine Schwester Christophine, um durch sie den Vater zu der nöthigen Unterstützung zu bewegen. Wenn nun schon derselbe gegen das Treiben seines Sohnes in Bauerbach eingenommen war, indem er voraussetzte, daß dieser sich allda mehr vergnüge als ernstlich beschäf-

tige,*) so fühlte er doch gerade wegen der geringen ökonomischen Sorglichkeit seines Sohnes sich verpflichtet, ihn zu unterstützen, nur mußte er überzeugt sein, daß er wirklich in Noth sei. „Er hat sich selbst," schreibt der Vater am 8. Dec. 1782 an den Buchhändler Schwan in Mannheim über seinen Sohn, „durch sein unzeitiges Weggehen, wider seiner wahren Freunde Rath, in seine gegenwärtige Lage versetzt, und es wird ihm an Leib und Seele gut sein, wenn er sie empfindet, und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird. Ich befürchte jedoch nicht, daß er Mangel am Nothdürftigen leiden sollte; denn in solchem Falle würde ich ihn nicht lassen können." Unter diesen Umständen gelang es dann auch der treubesorgten Christophine, ihrem Bruder in Bauerbach einigemal kleine Geldsummen zu übersenden, doch mußte sie jedesmal im Auftrage des Vaters die ernste Mahnung hinzu fügen, daß er sparsamer werden sollte, ja sie mußte, als Reinwald die Correspondenz mit ihr eröffnet hatte, diesen bitten, sich

---

*) Als der alte Schiller später für zwei Schuldverschreibungen seines Sohnes gut sagte, schrieb er diesem mit ernster Zurechtweisung: „Erholungstage mehrere als Beschäftigungstage zu nehmen, das wird wohl nicht angehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. Hinc illae lacrymae! Dafür muß er jetzt büßen und das nicht von ohngefähr." S. Saupe, Schiller u. s. väterl. Haus p. 43.

ihres Bruders auch im Oekonomischen anzunehmen. Desungeachtet blieb Schiller, da die Geldsendungen des väterlichen Hauses klein und unzulänglich waren, während seines Aufenthalts in Bauerbach in Noth und in Schulden, die er erst später, jenseit seiner Bauerbacher Episode beseitigen konnte, so sehr sie ihm auch auf dem Herzen lagen.

Die ökonomischen Ermahnungen übrigens, welche Christophine brieflich ihrem Bruder aussprach, führten durch eine eigenthümliche Fügung die Bekanntschaft und spätre Verbindung derselben mit Reinwald herbei. „Eines Tags," erzählt sie selbst in einer Aufzeichnung vom October 1845, „wollte Schiller Reinwald besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause und wartete lange auf seinem Zimmer. Er zog seine Brieftasche hervor und las die darin befindlichen Briefe. Darunter war einer von mir. — Es wurde Abend, Reinwald kam nicht; Schiller ging fort und ließ die Briefe liegen. Als Reinwald nach Hause kam, sagte man ihm, der Herr aus Bauerbach sei da gewesen und habe lange auf ihn gewartet. Reinwald sah die liegen gebliebenen Briefe und las sie. Die von mir hatte ich meinem Bruder im Auftrag meiner Eltern geschrieben und hatte ihm vorgestellt, er solle doch mehr auf seine Sachen sehen, der Vater könne ihn nicht mehr unterstützen, weil er ohnedies schon zu viel Ausgaben habe. — Dieser Brief nun, der die Grundsätze der Sparsamkeit enthielt,

muß auf Reinwald einen besondern Eindruck gemacht haben; denn er schrieb sogleich an mich und verhehlte mir nicht, was ihn dazu bewogen habe.“ Reinwalds Brief beantwortete Christophine auf Geheiß ihres Vaters. Der auf diese Weise begonnene Briefwechsel ward fortgesetzt und ermuthigte bald nachher den ungleich ältern, freudearmen und gering besoldeten, um die Hand der zwar noch jungen, aber gesinnungstüchtigen Christophine anzuhalten. Trotz ihres Bruders entschiedner Abmahnung nahm sie den Antrag wie einen Ruf vom Himmel an und ward Reinwalds Weib, im bescheidenen Loose glücklich als Gattin und Wittwe.

Der Mai traf Schiller in froher Stimmung. Eine Unpäßlichkeit, die ihn kurz vorher befallen hatte, war durch einen Aderlaß, sicher noch mehr durch die jungen heitern Tage des Frühlings und durch die Freude, Frau und Tochter v. Wolzogen bald und auf lange wieder zu sehen, gehoben. Ihre Gegenwart sei, hatte er jener am 23. April geschrieben, Niemand nothwendiger als ihm; sie sei aber auch wegen der Gutsverhältnisse höchst dringend. Indem er nun über die letztere Angelegenheit ihr vorläufig Mittheilungen macht, läßt er einen eindringenden Blick auf eine hier wie vielfach sonst vorkommende Scene der damaligen Gutsverwaltung fallen, worin sich zeigt, wie es in den Schichten der Besitzlosen zu gähren begann und wie der Mensch zur Eigen-

hülfe zu greifen gereizt wird. „Ihr ganzes Bauerbach,“ schreibt er, „ist gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre persönliche Auctorität gestillt werden kann. Der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter äußert sich täglich mehr. Neulich entstand ein Streit zwischen beiden Parteien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Consorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und andre prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zweimal für den Verwalter, und demungeachtet trieben die letztern die Schafe auf die Wiesen; Ihre eignen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe weg zu treiben, die andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten und dergl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Execution des Verbots untersagt und auf Morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Parteien gehört), Sie souteniren Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respectswidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequirt sehen wollen und die Ruhe erhalten werden soll. Die Ge-

meinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Verhalten zu untersuchen. Mehr, wenn Sie selbst kommen; ich habe über diesen Punkt noch einige Gedanken."

Nach dem 8. Mai, an welchem Tage Schiller noch einige Zeilen nach Stuttgart an Frau v. Wolzogen und zugleich Briefe an die Seinigen abgesendet und darin mancherlei Aufträge ausgesprochen hatte, die ihm seine Gönnerin erfüllen sollte, ging er ohne Ahnung, vielmehr jubelnd der Katastrophe seines Bauerbacher Aufenthaltes entgegen, welche ihm seeliges Entzücken, aber auch den Stoß in neue Bahnen brachte. Da die Tage der Ankunft seiner Freundinnen nahten, so verwandelte er den Dichter in einen Festordner und seine Studien und Gedanken für Don Carlos in Pläne und Ausführungen für den Empfang der Frauen. Ueber die Anordnung, die er deshalb getroffen, und über den Einzug der längst Erwarteten schreibt er am 22. Mai an Reinwald: „Heute kann ich einmal wieder Athem schöpfen, denn schon 9—10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir selbst kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf

die Ankunft der Frau v. Wolzogen Haus und Garten in Stand zu setzen — Ihren Einzug habe ich von den Unterthanen feierlich begehen lassen, welches Gelegenheit zu einem sehr angenehmen Abend gab. Von dem äußersten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen. Am Hofe des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet. — Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgesteckt war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. s. f. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht schreiben, wenn ich es nicht etwas interessant fände, daß in dem barbarischen Bauerbach dergleichen geschehen ist."

Gleich bei ihrer Ankunft machte Frau v. Wolzogen Schiller, um dessen Neigung zu ihrer Tochter in feste Ufer einzudämmen, zum Vertrauten in dem neuen Verhältnisse derselben zu einem H. v. Y., auch übergab sie ihm einen Brief von ihrem ältesten Sohne Wilhelm, worin dieser seine Schwester der bildenden Fürsorge seines Freundes anvertraute. Die ersten Tage erhielten ihn auch in der Stellung eines Freundes wie zur Mutter, so zur Tochter, indeß seinem scharf beobachtenden Auge entging die wahre Sachlage nicht. Wilhelm v. Wolzogen hatte brieflich leise Bedenken gegen die Verbindung seiner Schwester mit dem Stuttgarter Herrn geäußert. Schiller

sucht zwar dieselben in seiner Antwort an Wilhelm v. Wolzogen zu beseitigen, indeß schon nennt er selbst die ganze Liebesgeschichte einen Roman und an der Schilderung, die er von Wilhelms Schwester entwirft, nimmt sein Herz mehr als warmen Antheil. „Sie haben," schreibt er, „mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andre als ein edler empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüthes — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht. Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist."

Und Schiller that diesen Schritt sehr rasch. Schon den dritten Tag später ist er im eigentlichen Sinne des Wortes Feuer und Flamme gegen Lotte. Die Frau v. Wolzogen hatte sich am 28. Mai nach

Meiningen begeben, um sich der anwesenden Herzogin von Gotha vorzustellen, welche ihre Tochter aus Dankbarkeit gegen deren Vater in einer Pension erziehen lassen wollte. Rücksichten auf Schillers neu aufflammende Neigung mochten sie hierzu bereitwillig stimmen, indem sie hoffte, daß die Entfernung des geliebten Gegenstandes ihn weniger aufregen, ja ihn wieder seinen Studien zuführen werde. Doch sie täuschte sich. Noch an demselben Tage schreibt Schiller, gegen eine solche Pensions-Procedur empört, an seine Gönnerin: „Alle gute Geister heute über Sie. Da sitze ich, reibe mir die Augen, will zu Ihnen und besinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß — aber mein Herz ist zwischen Ihnen und unsrer Lotte und begleitet Sie bis in's Zimmer der Herzogin. Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsen und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Denken Sie daran, daß Sie nichts als eine elende Kleinigkeit daran setzen, aber für Sie und die Lotte und auch für mich Alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension auf, so will ich alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für Lotte. Ich erwarte Sie also 7 Uhr zu Masfeld bei der Pastorin;*) bis dahin lebe ich einen langen traurigen Tag. Das obere Zimmer wird heut und morgen

*) Rasche.

der That schon am Ende der ersten Woche des Zusammenwohnens der drei Seelen in Bauerbach. Dazu kam noch, daß der Heirathsplan mit dem Herrn v. Y. in Folge einiger von ihm gethaner unzarter Aeußerungen, welche Lotte, besonders deren angebliche Melancholie betrafen, sich für jetzt ganz löste.

Durch den Fall des Stuttgarter Götzen, wie ihn Schiller bezeichnet, war die Tochter seiner Freundin von ihren seitherigen Verbindlichkeiten erlöst und damit die Beschränkung seiner Gefühle gegen sie aufgehoben. Aber gerade die freie Stellung, die er begehrt und nun erlangt hatte, und somit der volle Genuß unbehinderter Empfindungen zeitigten zugleich ein maßloses Erhitzen seines Herzens, das für ihn in seiner damaligen Lage gefährlich werden konnte. Dem Mädchen ein Versprechen ohne die Garantie irgend einer sichern bürgerlichen Stellung zu machen oder Wünsche und Hoffnungen auszusprechen, die bei seiner ungewissen Zukunft auf unsicherm Boden ruhten, das litt sein edler zartfühlender Sinn und sein heroischer Stolz nicht und so entbehrten einerseits seine Gefühle all der sichern Seeligkeit und Erhebung, die im Zurückstrahlen und Wiedergeben der Empfindungen liegt, sie wurden vielmehr dem scharfen Stachel der Unruhe Preis gegeben, andrerseits war seine Seele zu stark aufgeregt, um nicht hoffen zu dürfen, Herr der Hindernisse zu werden. Er rang deshalb bei der tollen Wirthschaft seines Gemüthes mit küh-

nen, selbst mit den abenteuerlichsten Plänen, seine Wünsche zu realisiren, verwarf sie jedoch im Entstehen wieder und so wogte seine Seele zwischen Extremen hin und her, ohne zur Energie des Schaffens und Verwirklichens durchzudringen. Daher kam es auch, daß er zwei Monate lang, wie im ausgehenden Mai, so im Juni und selbst in der ersten Hälfte des Juli keine ernstlichen Studien vornahm und vornehmen konnte, daß er oft sinnend daheim saß, öfters noch die einsamen Wege der waldigen Umgegend aufsuchte, um der schweigend theilnehmenden Natur sein Herz zu vertrauen. In jenen Tagen war es auch, wo ihn auf der Stätte einer Mordthat und über dem Grabe des Erschlagenen ein wunderbares Grauen erfaßte. Seinen Freundinnen hat er gern diesen Vorfall mitgetheilt. Wie er ihn der Frau v. Kalb erzählt hat, die den Mörder und Ermordeten kannte, weil beide früher in Diensten ihres väterlichen Hauses zu Waltershausen standen, hat sie selbst in ihren Lebensscizzen ausgesprochen. „Einst," erzählt sie, „ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man sagt, der Mord geschehen war, einige Buchen durchkreuzten den Pfad; ich ging ganz allein, sagte er, heftig bewegten sich die Aeste; wie Klage und Aechzen war das Rauschen umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: Hier

liegt Martin erschlagen.*)" Der in Schiller hervorgerufne ahnungsvolle Schauer hatte weniger seinen Grund in dem Gefühl der Waldeinsamkeit und in dem plötzlichen Rauschen der Buchen, als in seiner damals aufgeregten Seelenstimmung.

In dem Zustande einer solchen leidenschaftlichen, selbst bis an die Grenze des dem schwäbischen Character so eigenthümlichen Visionären rasch gesteigerten Erregtheit, das erkannte vor Allem die Frau v. Wolzogen, durfte Schiller nicht länger bleiben. Dazu

*) Die Begebenheit fiel, wie man noch jetzt in Bauerbach weiß, auf der alten Hochstraße vor, die an Bauerbach vorbei nach Kätzerode führte. In Schillers Leben der Frau v. Wolzogen heißt es in Bezug auf die oben geschilderte Ahnung: „Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine besondere Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt worden, dessen Leichnam hier eingescharrt sei. Die Referate der Frau v. Kalb und v. Wolzogen stimmen in der Hauptsache überein, nicht aber in dem betreffenden Personal. Wir müssen die Darstellung der Frau v. Kalb als die richtigere aus mehrern Gründen ansehen, besonders darum, weil sie selbst die Erzählung aus Schillers Mund vernommen hatte, weil sie mit den betreffenden Verhältnissen am meisten betraut war und weil sie den Ermordeten und den Mörder persönlich kannte.

kam noch, daß die Hundstagsferien ganz nahe waren, mit deren Eintritt die Pensionärin Charlotte v. Wolzogen nach Bauerbach kommen und daselbst einige Wochen bei ihrer Mutter verleben wollte. Was dann erst, wenn Schiller mit der Heiligen seines Herzens wieder unter einem Dache wohnte und dieselbe stets vor Augen hatte? Diese Besorgniß wuchs in der Seele der Frau v. Wolzogen, je näher die Ferientage kamen, zur Beängstigung und trieb sie zum festen Entschlusse und Handeln. Schiller mußte aus seinem Pathmos weg. Glücklicher Weise drängten ihn damals seine Freunde in Baden, nach Mannheim zu kommen; Dalberg hatte schon seit drei Monaten Unterhandlungen mit ihm angeknüpft und diese fortgesetzt, wenngleich Schiller ihm jetzt weniger bereitwillige und biegsame Gesinnung entgegenhielt, als früher; ferner Louise Millerin und vielleicht Fiesko auf die Bühne zu bringen, stand in Aussicht, wodurch es möglich war, nicht allein seine ökonomischen Verhältnisse zu bessern, sondern auch eine selbstständige Existenz zu gründen, die für seine poetischen Bestrebungen, wie für seine Liebe zur Lotte v. Wolzogen den höchsten Reiz haben mußte; endlich durfte er auch jetzt für seine persönliche Sicherheit weniger besorgt sein, da der Herzog v. Würtemberg, gleich viel ob durch eigne Großsinnigkeit oder durch fremde Fürsprache oder durch die Einflüsse der Zeit bestimmt, nicht den geringsten Schritt zu seiner Verfolgung

gethan, selbst seinem väterlichen Hause keinerlei Ungnade an den Tag gelegt hatte.

Diese günstigen Verhältnisse benutzte die Frau v. Wolzogen zum Besten ihres Freundes. Auf einem einsamen Spazierweg durch den Wald machte sie ihm wie von Ohngefähr den Vorschlag, er möchte in seinen Angelegenheiten auf kurze Zeit nach Mannheim gehen und dann nach Bauerbach wieder zurückkehren. Es war für Schiller ein entscheidender großer Moment. Die zarten und heroischen Gefühle seiner Natur rangen in der Tiefe seiner Seele mit einander. Endlich siegten diese, aber nur dadurch, daß sie die Aussicht boten, jenen zu genügen. In dem Streben nach dem Lorbeerkranz war das Herz nicht vergessen. Und so entschied er sich halb freiwillig und halb bestimmt für den Vorschlag der Freundin, gab aber zugleich das Versprechen, sich in Mannheim nicht selbst zu irgend einer Stellung anzubieten. Wie wichtig ihm dieser Moment für sein Leben später noch erschien, gesteht er selbst. „Wenn ich jetzt," schreibt er ein Jahr darnach an seine Freundin, „ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in Ihrem Wald zurück denken, wo es beschlossen wurde, daß ich eine Zeit lang verreisen sollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke so viel in meinem Schicksal verändern würde! — und doch

hatte dieser Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entschieden. War mein Aufenthalt in Bauerbach nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wandrung hängen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden?"

Schon am Morgen des 20. Juli, des Tages nach diesem Entschlusse, verließ Schiller in einer Wolzogenschen Kutsche sein Bauerbach. Weil er keinen andern Gedanken in der Seele hatte, als nach einigen Wochen wieder zurück zu kehren, so nahm er nur das für seine Bedürfnisse Nothwendigste mit und ließ Alles auf seinem Zimmer zurück, was er für seinen weitern Aufenthalt in Bauerbach brauchte, selbst die von Reinwald geliehenen Bücher blieben zu seinen Diensten stehen, so wie umgekehrt alle Manuscripte, welche Reinwald von ihm in den Händen hatte, im Augenblick nicht zurückbegehrt wurden. Eben deshalb konnte seine Abreise so rasch bewerkstelligt werden. Aber auch ihrerseits mußte die Frau v. Wolzogen dieselbe beschleunigt wünschen, bevor ihre Tochter wieder auf längere Zeit nach Bauerbach zurückkehrte und durch ihre unmittelbare Nähe, was zu befürchten war, Schillers Entschluß wankend machen konnte. Der Abschied war kurz, aber schmerzlich. Es schieden edle Herzen und Glieder einer geistigen Familie, eine Mutter von ihrem Pflegsohne nicht ohne Ahnung, daß sein Schritt vielleicht

nicht wieder nach Bauerbach zurück trage, und ein Sohn und Jüngling, der trotz süßer Hoffnungen und Träume einer baldigen Rückkehr doch das Herbe tief empfand, die seelige Nähe geliebter Wesen seinem Herzen zu entziehen. Den Schmerz der Trennung spricht sein schon am zweiten Tage nach seiner Abreise an die Frau v. Wolzogen abgeschickter Brief aus. „Eben, meine Theuerste," schreibt er auf der Reise nach Mannheim, „treffe ich einen Mann, der in Ihre Gegend geht und mir diesen Brief an Sie zu bringen verspricht. Ich bin glücklich gereiset und schon funfzehn Stunden näher an Frankfurt. Wir hatten gestern etliche Regengüsse auszustehen, die aber nicht viel für uns zu bedeuten hatten und nun ist's das schönste Wetter. O, meine Beste, wie herzlich froh bin ich, daß der Abschied überstanden ist und wie herzlich vergnügt wäre mir die Nachricht, daß Sie ihn verschmerzt hätten. Liebste, zärtlichste Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung. Glauben Sie mir, meine Theuerste, je tiefer ich die Welt kennen lerne, und je mehr ich unter Menschen gehe, desto tiefer graben Sie sich in mein Herz, und desto theurer werden Sie mir. Sie werden gestern einen traurigen Tag und ohne unsre Lotte noch einen traurigern Abend auszustehen gehabt haben — aber der Tag und Abend meiner Wiederkunft sollen Sie gewiß vollkommen dafür belohnen."

Die Vorsehung verfügte indeß anders, er sollte weder Bauerbach jemals wieder bewohnen, noch seine Lotte als freies, ihn begeisterndes Mädchen wieder sehen. Der Frau v. Wolzogen Ahnung wurde Wahrheit. Noch Monate lang nachher sehnt sich sein Herz nach Bauerbach. In all seinen Briefen, die er von Mannheim aus dahin schrieb, spricht er den heißen Wunsch aus, bald wieder nach Bauerbach zurück zu eilen, dort zu wohnen und zu schaffen, selbst dort zu sterben; er freut sich schon im Voraus auf den Augenblick, der ihn dahin zurück bringt, läßt alle Plätze in und um Bauerbach grüßen, träumt in einsamen Stunden von dem ihm theuern Orte, ja sein „allmächtiger Hang zum stillen herrlichen Leben daselbst" drängte ihn bereits zur Abreise nach Bauerbach und nur die Mittheilung der Frau v. Wolzogen, der Stuttgarter Herr v. Y. würde zwei Monate auf ihrem Gute zubringen, derselbe, der ihn, wie er gesteht, jederzeit von Bauerbach vertreibe, und dazu die Aussicht, seine Umstände verbessern zu können, ließen ihn Dalbergs Antrag in Mannheim zu bleiben, annehmen. Aber selbst die Verbindung mit Dalberg hatte er nur auf 8 Monate abgeschlossen, um nach Verlauf dieser Spanne Zeit sich nach Bauerbach überzusiedeln. „Dann," schreibt er an die Frau v. Wolzogen, „haben Sie mich wieder, meine Theuerste, und wenn es der Himmel will, besser und glück-

licher. Freuen Sie sich mit mir nicht auch auf den herrlichen Augenblick, wenn wir uns wieder entgegenfliegen? Sehen Sie, diese Hoffnung macht mich auch schon in der Ferne froh, und ich genieße die freudige Zukunft schon jetzt. — Meine Sachen lasse ich alle dort, weil ich doch gewiß wieder komme. Die entlehnten Bücher schicken Sie aber Reinwald zu, daß er sie an ihre Besitzer zurückschaffe."

Und doch über alle diese Wünsche, die sein liebendes Herz redete, und über sein heißes Sehnen zur Lotte, die er hunderttausendmal und millionenmal grüßt und die er durch die Mutter küssen läßt, wenn es erlaubt sei, errang mit jedem Mond sein männliches Streben neue Siege. Auf der betretenen Bahn seines neuen Verhältnisses wurde er zu immer reichern, mehr fesselnden Beziehungen zur Welt und zu immer neuen Plänen einer weittragenden Wirksamkeit wie von einer unsichtbaren Macht fortgedrängt und in demselben Verhältnisse erblaßte sein Verlangen, in Bauerbach groß und seelig zu werden. Darum als er im Juli 1784 der Frau v. Wolzogen das eine Freiung um ihre Tochter edel aussprechende Geständniß machte: „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich" — hatten die zarten Bedürfnisse seines Herzens sich dem heroischen Streben seines Geistes

untergeordnet. „Eine öftere Ueberlegung, daß,“ so bekennt er selbst, „nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille leidenschaftslose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben.“ Wenn schon jetzt, so klärten seinen auf Bauerbach gerichteten Wunsch noch mehr seine eignen fernern Geschicke und die der Lotte v. Wolzogen *) von aller leidenschaftlichen Zugabe ab und verwandelten in seiner Erinnerung das Bild des Mädchens in eine ideale Gestalt und den Ort in eine zweite Wiege seines Lebens, wo er eine neue Mutter gefunden. Sein längere Zeit fortgesetzter Briefwechsel mit der Frau v. Wolzogen offenbart eben so die treue als dankbare Seele Schillers gegen die Wolzogensche Familie.

Wenn überhaupt Frauen auf die Seelen der Männer einen wunderbaren Einfluß haben, so üben ihn vor Allen sinnige ideale weibliche Wesen in höherer Weise und Weihe aus. Hatte Schillers leibliche Mutter in ihm eine heilige sittliche Wärme des Gemüthes entzündet, so erhöhte seine Bauer-

*) Sie verheirathete sich später an einen Herrn v. Lilienstern in Hildburghausen, starb aber schon 1794 im ersten Kindbette.

bacher Mutter, wie er in seinen Briefen gesteht, die sittliche Stärke und die Veredlung seines Characters und in der Neigung zur Lotte lernte er zuerst in sich selbst des reinen keuschen Herzens tiefstes Bedürfniß und höchste Seeligkeit kennen. Seine erste junge Liebe in Bauerbach mit all ihren besondern, im Lied von der Glocke in frischester Unmittelbarkeit ausgesprochnen Zügen, mit ihrem gehemmten Geständnisse, herzzersprengendem Sehnen, seeligem Anschaun, erröthendem Nachgehn, natureinsamem Schmerze und beglückendem Bestreben, diese erste Liebe, von der er in sanft schmerzlicher Erinnerung klagt:

O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seeligkeit.
O! daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

sie ward für ihn der feine Maßstab in seinen spätern Verhältnissen mit Fräulein Schwan, mit Julie v. Arnim, mit Charlotte v. Kalb, bis er endlich in der Charlotte v. Lengefeld die milde, von lieblicher Weiblichkeit und Seelenharmonie getragene Wiederliebe fand, nach der er sich in Charlotte v. Wolzogen gesehnt hatte.

Bauerbach war für Schiller die Wüste und Einsamkeit, die die Geister der Reife entgegenführt.

Er brachte die wilden, sein feurig Herz aufregenden Elemente der Zeit hinein und fand darin die ersten gewaltigen, ihn wie einen Kreisel bewegenden Gluthen der Liebe, aber der Drang nach sittlichen Thaten siegte über sein Herz und über den Geisterwirbel, er errang, nachdem er hier die Natur in ihrer Rauhheit und Lieblichkeit gekostet, den Blick in patriarchalische Verhältnisse des Lebens und in die niederste Gliederung des Volkes gethan und den erhebenden Einfluß edler Seelen empfunden hatte, den dauernd sittlichen Ernst gegen die sinnlichen Verlockungen des Lebens, gegen schlaue weltmännische Charactere und gegen die Verzweiflung an sich selbst, trat darum aus Bauerbach mit dem Glauben an die siegende Macht der reinen Begeisterung und appellirte nun, da er gelernt hatte, sich nicht mehr an Männer zu werfen, wie er früher gethan, sondern sich zu vertrauen, mit der Hoheit der männlich stolzen Gesinnung, mit kühnem Muthe und freier Stirn „an keinen andern Thron als an die menschliche Seele oder an den Ausspruch der Menschheit."

Es war am 21. November 1787, als Schiller von Weimar aus, wo er seit vier Monaten seinen Aufenthalt hatte, über den Thüringer Wald nach Meiningen reiste. „Ich bekam," schreibt er sechs-

zehn Tage später an seinen Freund Körner, „solche Aufforderung von meiner Schwester (Christophine Reinwald) und der Dame, auf deren Gut ich war, nach Meiningen zu kommen, daß ich meinen Aufenthalt in Weimar endlich aufopfern mußte. Du glaubst mir, mein Bester, weil Du gewiß hierin mit mir sympathisirst, daß es einem nicht ganz versteinerten Menschen endlich unmöglich wird, alles abzuschlagen. Die Dame hat sich große Rechte auf meine Dankbarkeit erworben; sie bittet mich in mehr als zwanzig Briefen, so lang ich in Weimar bin, unaufhörlich um diesen Besuch, (der ihr in gewissem Betrachte nützlich war, weil ihre Tochter sich verheirathen soll, und ihr Bräutigam eben zugegen war, den ich kennen lernen sollte; denn Du mußt wissen, daß ich hier was gelte und daß man sich in wichtigen Dingen an mich zu wenden pflegt); ich erhielt die letzte Aufforderung in einer glücklichen Stunde und entschloß mich, in der That gegen meine Neigung, aus wirklichem Pflichtgefühl zu dieser Reise. In wenig Stunden ging's auf den Weg, daß ich keine Minute fand, Dich davon zu unterrichten. Vier Tage war ich auf dem Wege hin und zurück und zwölf blieb ich in der Gegend. Dort wurde ich von einem edelmännischen Gute nach dem andern herumgezogen."

In Meiningen verlebte er mehrere glückliche Tage bei seiner Schwester, wurde damals dem Her-

zoge vorgestellt, doch ohne von ihm angezogen zu werden, verkehrte dagegen desto häufiger mit dem damals in Meiningen lebenden vortrefflichen Maler Reinhardt.*) „In Meiningen,“ so gesteht er selbst, „habe ich mit dem Herzoge Bekanntschaft gemacht, es war mir aber nicht möglich, sie fortzusetzen ——. Mit Reinhardt war ich oft zusammen, er ist noch ganz der alte und brave Kerl. Jetzt geht all sein Dichten und Trachten auf Italien. Er hat mich gezeichnet und ziemlich getroffen. Wir haben uns hier noch genauer kennen gelernt, ich bin ihm recht gut. Mit dem Herzog lebt er en bon ami, ohne sich zu geniren, sonst wäre es auch nicht auszuhalten. Er malt jetzt eine große Landschaft in Oel zu dem et ego in Arcadia. Mir wird er die kleinere Anlage, auch in Oel, zum Geschenk machen.“

Von Meiningen aus besuchte Schiller den Ort Bauerbach wieder, wo er die Frau v. Wolzogen, ihren Sohn Wilhelm, ihre Tochter und deren Bräutigam traf.

Es waren gerade 5 Jahre verflossen, als er daselbst ein Asyl gefunden; aber welche Veränderungen hatten in diesem Zeitraume mit ihm stattgefunden! Wenn seitdem einerseits die verschiedensten Kreise strebender Geister und interessanter Menschen in sein geistiges Leben bildend und erhebend eingegriffen, wenn poetische und historische

*) 1761 zu Hof geboren, 1845 zu Rom gestorben.

Productionen seine schaffende Kraft erhöht und seinen Ruf vermehrt hatten, so waren andrerseits seinem Herzen beseelende Berührungen, süße Hoffnungen und schmerzliche Entsagungen in reichem Maaße gekommen, sein Gefühl war von wesenlosen Idealen zu entzündenden individuellen Wesen und wieder von diesen zu jenen zugetrieben worden. Und eben jetzt hatte sein Herz in Weimar, wo sich ihm die Aussicht auf eine Professur in Jena und damit das lang begehrte Anlanden im Hafen eröffnete, eine neue Neigung erfaßt, die ihn beherrschte und erfüllte, auch wenn sie mehr von der Ueberlegung als von der Leidenschaft, mehr von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Stellung als von der Gluth der Empfindung getragen wurde. Die Neigung blieb in Weimar, die Pflicht führte ihn nach Meiningen. Darum brachte er auch jetzt einen andern Blick, andre Gedanken, Empfindungen und Hoffnungen mit nach Bauerbach. Es waren nicht mehr die frühern, sondern neue farbige Gläser, mit denen er diesmal den alten Landort und seine Umgegend schaute. Denn nach seinem eigenen Bekenntnisse reizt und entzückt uns die Natur durch das, was wir ihr leihen. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Wiederschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers. „Wie eine Glorie," sagt er später in gleicher Stimmung, wie er sie früher in Bauer=

bach hatte, „schwebt die Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet.“ Eben deshalb erklärt sich auch leicht, was er von Bauerbach sagt, als er es wieder gesehen hatte. Nicht die Stätten in Bauerbach, sondern seine Empfindungen, wozu jene so viel Triebkraft geliehen hatten, waren andre geworden; es fehlte ihm die Glorie der frühern Bauerbacher Liebe. „Ich war,“ schreibt er deshalb am 8. December 1787, „auch wieder in der Gegend, wo ich von 1782 bis 1783 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen; ich stand, so zu sagen, schwindelnd an ihrer Schwelle und meine Phantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren komme ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren. An dieser Wandlung sah ich, daß eine große Veränderung mit mir selbst vorgegangen war. Und

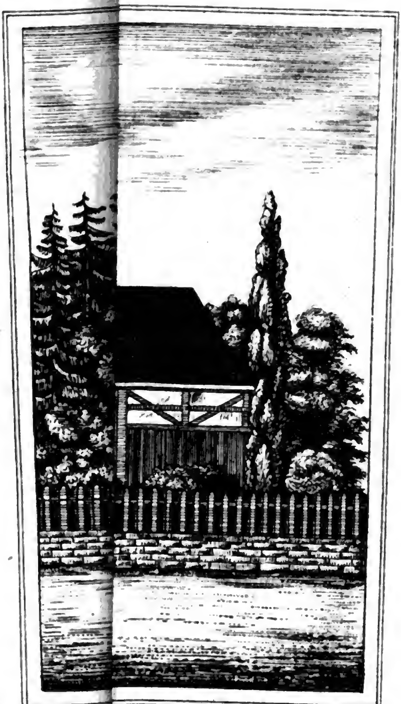
mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen in diesem Zeitraum!"

Nachdem er mit der Familie v. Wolzogen in der fränkischen Gegend noch das Gut Höchheim, wo eine edelmännische Familie *) von fünf Fräulein und zusammen von zehn Personen wohnten, welche die alten Patriarchen- oder Ritterzeiten wieder aufleben ließ, und darauf das von da zwei Stunden entfernte Gut Nordheim, **) den Gegen-

*) „Niemand in der Familie (v. Bibra) trägt etwas, was nicht da gemacht wird. Schuhe, Tuch, Seide, alle Meubles, alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus werden auf dem Gute erzeugt und fabricirt, vieles von den Händen der Frauenzimmers, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung (selbst nicht ohne Glanz und Schönheit) gefällt dem Auge; von den Fräulein sind einige schön und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater ist ein wackerer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burschikoser Tabakscompagnon."

**) „Zwei Stunden von da (Höchheim) sieht man auf einem andern Dorfe just das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr v. S. (Stein), den Ihr in Dresden gesehen habt, mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Ein Fräulein ist recht hübsch, aber der Teufel regierte die Mutter, daß sie sie nicht mit uns reisen lassen wollte. Herr v. S. ist ein imposanter Mensch von sehr viel guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin im hohen Grade. Er ist der Onkel Charlottens und schätzt sie sehr hoch." So Schiller.

satz von Höchheim, wo das Einfache von der Eleganz überwunden war und wo er den Herrscher des Hauses treffend, die vornehme gebietende Hausfrau ungerecht schilderte, weil sie ihre schöne Tochter Minna nicht mit ihm reisen lassen wollte, flüchtig besucht hatte, reiste er am 5. December 1787 mit seinem Freunde Wilhelm v. Wolzogen von Meiningen über Rudolstadt nach Weimar zurück. Er sah Meiningen und Bauerbach nicht wieder.



…einingen.

Gestorben in Meiningen [illegible]
Okt. 47?